Goethes Stellung zum Kriege.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Curt Fritz

aus Kassel.

Marburg 1931.

Buchdruckerei Adolf Wesener Nachfolger, Hilchenbach i. W.

Als Dissertation angenommen am 28. November 1930.
Berichterstatter: Herr Professor Dr. Harry Mayne.
Tag der mündlichen Prüfung: 17. Dezember 1930.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

Meinen Eltern

Inhalt.

Goethes Stellung zum Kriege.

A. Einleitung: Die Probleme des Krieges und des ewigen Friedens.

B. Hauptteil: Goethes Verhältnis zum Kriege.

a) Vorbemerkungen
(Themastellung. Frühere Bearbeitungen. Literatur. Die Quellen und ihr Wert).

b) Goethe in seiner Stellung zum Kriege bis zum Aufenthalt in Weimar.

c) Goethes Urteil über den Krieg bis zum Beginn der Revolutionskämpfe.

d) Goethes Auffassung während der Revolutionskriege.

e) Goethes Beurteilung des Krieges in der Napoleonischen Zeit.

f) Goethes Einstellung von 1815 an bis zu seinem Lebensende.

C. Schluß: Zusammenfassung.

Literatur.

(S. auch Abschnitt: Literatur, S. 10)

Alt, K., Goethe und seine Zeit. Leipzig 1911.

Andler, Ch., L'invasion française et le patriotisme de Goethe. Revue des cours et conférences Nr. 6, 1910.

Bab, J., Goethe und der Krieg. Die Gegenwart. 87. 1915.

Bauch, B., Über Goethes philosophische Weltanschauung. Preuß. Jahrbücher. Bd. 115, 1904.

Berdjajews, N., Der Sinn der Geschichte. Darmstadt 1925.

Bertin, E., Krieg und Goethes Faust. Leipzig 1917.

Bluntschli, H., Das Friedensproblem als Gewissensfrage. Stuttgart 1921.

Biedermann, W., Goethes Gespräche, 5 Bände. Leipzig 1909.

Bode, W., Mein politischer Glaube. (Eine vertrauliche Rede von Goethe) Preuß. Jahrbücher, 97. Bd., 1. Heft.

Bode, W., Goethe im deutschen Zusammenbruch. 1806 in „Stunden mit Goethe", Berlin 1907.

Bornhausen, K., Schiller, Goethe und das deutsche Menschheitsideal, Leipzig 1920.

Burdach, K., Goethes Westöstlicher Divan. Goethe-Jahrbuch, Band, 17. 1896.

Burdach, K., Jahrhundertfeier des Westöstlichen Divan, Vorspiel, II. Band. Halle 1926.

Burckhardt, C., Zur Geschichte der Tätigkeit Goethes in der Weimarischen Kriegskommission. Goethe-Jahrbuch, 6. Band 1885.

Cartellieri, A., Weimar und Jena in der Zeit der deutschen Not und Erhebung, 1806—1813. Jena 1913.

Cassirer, E., Idee und Gestalt. Berlin 1924.

Clausewitz, Vom Kriege. Berlin 1832, 1834.

Chuquet, A., „Goethe en Campagne", in der zweiten Serie seiner Études de littérature allemande. Paris 1902.

Dilthey, W., Aus der Zeit der Spinozastudien Goethes. „Archiv für Geschichte der Philosophie" Band 7. 1894.

Dilthey, W., Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1907.

Düntzer, H., Goethes Faust. Leipzig 1851.

Eck, S., Goethes Lebensanschauung. Tübingen 1902.

Falk, J., Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. 3. Aufl. 1856.

Fester, R., Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Stuttgart 1890.

Fichte, J. G., Reden an die deutsche Nation, 13. Rede, sämtliche Werke, Band IV. Leipzig 1912.

Fischer, A., Goethe und Napoleon. Frauenfeld 1900.

Fischer, K., Goethes Faust. IV. Band. Heidelberg. 3. Aufl.

Frischeisen-Köhler, M., Das Problem des ewigen Friedens. Berlin 1915.

Fried, A, Handbuch der Friedensbewegung. Berlin 1911.

Grimm, H., Vorlesungen über Goethe, II. Band. Berlin 1903.

Grunwald, M., Spinoza in Deutschland. Berlin 1897.

Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Hg. von E. Gans. Berlin 1840.

Hering, R., Spinoza im jüngeren Goethe. Diss. Leipzig 1897.

Heuer, O., Goethe der große Lehrer seines Volkes und der Menschen. Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurt a. M. 1916—1925.

Horn, G., Goethes Stellung zur französischen Revolution. Diss. Breslau 1925.

Hüffer, H., Zu Goethes Campagne in Frankreich. Goethe-Jahrb. IV. 1883.

Jacob, K., Die großen Kriege in der Geschichte des deutschen Volkes. Tübingen 1915.

Jähns, M., Krieg und Frieden. Theorien und Praxis. Berlin 1868.

Jähns, M., Über Krieg, Frieden und Kultur. Berlin 1893.

Jähns. M., Geschichtliche Aufsätze. Berlin 1903.

Kappstein, Th., Goethes Weltanschauung. Berlin 1914.

Kant, Zum ewigen Frieden (mit Einleitungen von Kehrbach, von Kobler und von Messer) Leipzig 1881. Wien 1917. Stuttgart 1924. u. K. Vorländer, Leipzig 1919.

Koch, M., Goethes politische und historische Anschauungen. Deutsches Wochenblatt 1893.

Koës, C., Tagebuchaufzeichnungen des dänischen Archeologen J. H. C. Koës. Goethe—Jahrbuch, 27. Band. 1906.

Korff, Geist der Goethezeit. Bd. 1. Leipzig 1923.

Kuh, E., Goethe und der Krieg. Salon 1871. VII. Band.

Kühnemann, E., Goethe und Spinoza. Jahrbücher der Goetheges. 15. Band. 1929.

Kühnemann, E., Über die Grundlagen der Lehre des Spinoza. Halle 1902.

Lange, K., Krieg und Kunst. Tübingen 1915.

Lasson, K., Das Kulturideal und der Krieg. Berlin 1906.

Lehmann, K., Die deutschen Klassiker Herder, Schiller, Goethe,

Lindner, Th., Weltgeschichte. Band 8. Berlin 1910.

Lorenz, O., Goethes politische Lehrjahre. Berlin 1893.

Luden, H., Rückblicke in mein Leben. Jena 1847.

Lüttge, A., Goethes Verhältnis zur Geschichte und Politik. Berlin 1887.

Mahnke, D., Leibniz und Goethe. Erfurt 1924.

Marcks, E., Goethe und Bismarck, in „Männer und Zeiten." Band II. Leipzig 1918.

Menke-Glückert, Goethes Geschichtsphilosophie. Diss. Leipzig 1907.

Meinecke, F., Weltbürgertum und Nationalstaat. Berlin 1915.

Messer, A., Geschichte der Philosophie. Band III. Von Kant bis Hegel. Leipzig 1923.

Minor, J., Goethe in der Schlacht von Jena. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. Band I. Weimar 1889.

Moog, W., Kants Ansichten über Krieg und Frieden. Fichte über den Krieg. Darmstadt 1917.

Morsch H., Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen". Goethe-Jahrb. 14. Band. 1893.

Müller, Friedr. v., Goethes Unterhaltungen mit Kanzler Friedrich v. Müller. Stuttgart 1898.

Müllensiefen, P., Die französische Revolution und Napoleon in Goethes Weltanschauung. Jahrb. der Goethe-Ges. 16. Band. 1930.

Nordau, M., Der Sinn der Geschichte. Berlin 1909.

Paulsen, F., Goethes ethische Anschauungen. Goethe-Jahrb. 23. 1902.

Petersen, J., Weltfriede, in Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte. München 1916.

Pfleiderer, O., Die Idee des ewigen Friedens. Berlin 1895.

Pollak, V., Zur Belagerung von Mainz. Goethe-Jahrb. 1898. Band 19.

Rabel, D., Goethe und Kant. Wien 1927. 2 Bände.

Roethe, G., Goethes Campagne in Frankreich. Berlin 1919.

Roethe, G., Deutsche Dichter des 18./19. Jahrhunderts und ihre Politik. Berlin 1919. „Staat, Recht u. Volk", Heft 1.

Riemer, F., Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841.

Roos, C., Zur Spinozafrage, Jahrb. d. Goethe-Ges. Band 16. 1930.

Saint Pierre, Der Traktat vom ewigen Frieden (1713).

Abbé C. de, Berlin 1922. Klassiker der Politik. IV. Band.

Scheler, M., Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg. Leipzig 1915.

Scherer, W., Aufsätze über Goethe. Berlin 1900.

Scherrer M., Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched bis Kleist. Zürich 1919.

Schmidt-Gibichenfels, Der Krieg als Kulturfaktur. 1912.

Schroer, J., Goethes Epimenides. Kürschners deutsche Nationalliteratur 92.

Schücking, W., Kultur und Krieg, Veröffentlichung des Verbandes für internationale Verständigung, Heft 14.

Schüddekopf, C., Goethekalender 1917.

Schulze, F., Weimar in den Freiheitskriegen. Band III. Leipzig 1913.

Siebeck, H., Goethe als Denker. Stuttgart 1902.

Simmel, G., Goethe und Kant. Berlin 1906.

Smend R., Krieg und Kultur. Tübinger Kriegsschriften. Heft 8. Tübingen 1915.

Spahn, M., Der Friedensgedanke in der Entwicklung des deutschen Volkes zur Nation. 1913.

Spann, O., Zur Soziologie und Philosophie des Krieges 1913.

Stefansky, W., Das hellenisch-deutsche Weltbild. Bonn 1925.

Steinmetz, R., Soziologie des Krieges. Leipzig 1919.

Stresemann, G., Goethe und die Freiheitskriege. „Deutsche Stimmen", Jahrg., 39, Berlin,

Strich, F., Dichtung und Zivilisation. München 1928.

Suphan, B., 1. Goethe an einen unbekannten deutschen Patriot, 2. Aus schwerer Zeit. Goethe-Jahrb. 1895.

Suphan, B., Goethe und Spinoza 1783—86. Berlin 1881.

Sydow, E. v., Die Kultur des deutschen Klassizismus. Berlin 1926.

Tardy, G., Goethes Verhältnis zu Vaterland und Staat. Breslau 1874.

Treitschke, H. v., Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Leipzig 1905.

Vorländer, K., Kant, Schiller, Goethe. Leipzig 1907.

Vecchio, G. del., Die Tatsache des Krieges und der Friedensgedanke. Natur- und Kulturphilosophische Bibliothek, Band 8. 1913,

Walzel, O., Das Deutschtum unserer Klassiker. Zeitschr. für Deutschkunde 35. 1914.

Willmann, O., Geschichte des Idealismus. III. Band. Braunschweig 1898.

Winter, F. G., Goethes deutsche Gesinnung. Diss. Leipzig 1880.

Wundt, M., Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals. Berlin 1913.

Zeitler, J., Goethe-Handbuch. Stuttgart 1917. 3 Bände.

Zimmermann, E., Goethes Egmont. Halle a. S. 1909.

A. Einleitung:

Die Probleme des Krieges und des ewigen Friedens.

Das heutige Weltbild zeigt die Menschen aufgerüttelt und in scharfer Auseinandersetzung mit allem Bestehenden, Ueberkommenen. Die Revolution der Geister erstreckt sich auf die unterschiedlichsten Gebiete des Lebens und sucht überall nach neuen Wertungen für das immer problematischer sich gestaltende Dasein. Das Erleben der furchtbaren Jahre des Weltkrieges schwingt mit, wenn unter den besonders in Frage gestellten und umstrittenen Lebenserscheinungen sich in erster Linie der Krieg befindet.

Mit voller Absichtlichkeit wird in dieser Zeit der Wandlungen und Erschütterungen in der folgenden Arbeit um mehr als 100 Jahre zurückgegangen und versucht, Goethes Stellung zum Kriege darzulegen. Lohnend erscheint dieses Unterfangen, einerseits weil es sich um Goethe handelt, zum anderen weil sein Dichten und Wirken in eine Epoche fiel, die wie die unsere Auflösung und Neuerung brachte. Nur selten wurde das Verhältnis des großen Weimaraners zu der gewaltigsten menschlichen Katastrophe in den Blickpunkt einer eingehenden Betrachtung gerückt, und es steht zu hoffen, daß aus seinen Lebenserfahrungen, seiner gesamten Stellung zu diesem Probleme manche auch für die Gegenwart noch gültige Einsicht abgeleitet werden kann.

Ehe aber an die gestellte Aufgabe selbst herangetreten wird, erscheint es als unumgänglich notwendig, die von der Wissenschaft ermitttelten Grundtatsachen des Krieges, die seinen Ursprung, sein Wesen und seine Folgen betreffen,

in einer kurzen Erörterung zusammenzufassen.[1]) Natürlich beanspruchen diese Ergebnisse nur relative Gültigkeit, da sie sich mit der Auffassung der Menschen wie alle geistesgeschichtlichen Erkenntnisse wandeln.

Soweit geschichtliche Ueberlieferung zurückreicht, hallt sie wider von Waffenlärm und Feldgeschrei. In stetem Wechsel sind die blutigen Auseinandersetzungen der Völker wie fessellose, gewaltsam vernichtende Naturerscheinungen über den Erdball getobt. Der Krieg übt auf das gesamte geschichtliche Geschehen und die kulturelle Entwicklung der Menschheit einen wichtigen und bestimmenden Einfluß aus.

Der Krieg ist keine Naturnotwendigkeit Er bildet nicht eine Erscheinungsform des „Kampfes ums Dasein", sondern er stellt den großartigen Interessenstreit von Völkern um Machtverhältnisse, auch auf geistigem Gebiete, dar und zwar als „eine Funktion des konkreten einmaligen Wachsens- und Werdensprozesses der Völker und Staaten und entscheidet Möglichkeit, Größe und Richtung alles ferneren Wachsens und Werdens; er ist keine bloße abhängige Funktion ihres gegenwärtigen und vergangenen zuständlichen Seins." [2])

Im Geiste der Menschen nimmt der Krieg seinen Ursprung, so sehr er auch ökonomisch usw. mitbedingt sein mag, und so hängt tatsächlich der Gebrauch der Waffen von dem freien Willen, dem eigenen Ermessen der Menschen ab.

Die äußeren Ursachen, die einen Krieg auszulösen vermögen, sind zahlreich und von verschiedener Art und ändern sich stets mit dem Kulturwandel. Ebenso verhält es sich mit den Folgen des Krieges, doch ist zu beachten, daß die meisten sogenannten guten Folgen ein durchaus relativer Begriff sind. Ein Ergebnis jedoch, bei dem es müßig dünken mag, sich über Wert oder Unwert zu streiten, mit dessen Vorhandensein seit Urzeiten gerechnet werden muß, und das hier besonders besprochen sein will, zeitigte der Krieg:

---

[1]) Herangezogen wurden in diesem Abschnitt vor allem die Arbeiten von del Vecchio und von Frischeisen-Köhler.

[2]) M. Scheler, S. 12

den Staat. Das Bestehen desselben scheint nämlich den Krieg zu einer Notwendigkeit zu machen, denn der Staat als solcher, will er sich nicht selbst verneinen, kennt als höchste menschliche Gewalt keine Grenzen für seine Wirksamkeit. Da bislang noch kein unbedingt autoritativer Richter über den Staaten eingesetzt ist, so bleibt ein jeder von ihnen in politischer Not und Bedrängnis schließlich auf die Anwendung kriegerischer Gewalt angewiesen. Erst die neueste Zeit zeigt uns den Versuch der aktiven Politik, über den bisherigen Zustand der Beziehungen der Staaten untereinander hinauszugelangen.

Die Frage nach dem Sinn des Krieges wird stets die verschiedenartigste Beantwortung finden und vielleicht überhaupt solange gestellt werden, wie Menschen auf dieser Erde vorhanden sind, die die Rätsel unseres gesamten Daseins zu erforschen suchen.

Eng verknüpft mit dem Problem des Krieges ist das des Friedens, des ewigen Friedens. Es ist jenes hohe Sehnsuchtsziel des Menschengeschlechtes, mit dem sich die bestem Denker aller Völker von den frühesten Zeiten an auseinandergesetzt und für das sie nach einer praktisch anwendbaren Lösung gesucht haben. Vecchio sagt dazu ganz im Sinne Kants: „An die Möglichkeit des allgemeinen Friedens glauben, bedeutet zweifellos, sich zur geschichtlichen Wirklichkeit in Widerspruch setzen, denn in ihr waltet die Tatsache des Krieges vor. Freilich reicht der bloße Gegensatz zwischen der Idee und der Tatsache nicht hin, um ohne weiteres die Idee zu verdammen. Diese muß vielmehr mit Recht gerade darum hochgehalten und verteidigt werden, weil die Wirklichkeit der Erfahrung ihr entgegensteht."

Daß eine ganze Geistesepoche den Krieg verneinte und ablehnte, dürfte zum ersten Male mit der Aufklärung der Fall gewesen sein.[3]) Sie sah im Kriege nichts als eine in ihrem Ursprung nicht einwandfrei erklärbare und zu vermeidende Katastrophe und glaubte diese auf rein ver-

[3]) Unter ihr wird im folgenden stets jene rationalistische Geistesrichtung verstanden, die in Frankreich zu Beginn des 18. Jahrh. zur Ausbildung gelangte und von dort sich ausbreitetete.

nunftsmäßigem Wege - gewissermaßen durch einen willkürlichen Federstrich - aus der Welt schaffen zu können und bewies damit nur einen ganz großen, aber kennzeichnenden Mangel an geschichtlichem Sinn.

Die Hauptträger des Weltfriedensgedankens in der Zeit der Aufklärung waren vor allem Franzosen; der bedeutendste unter ihnen der Abbé de Saint Pierre. In seinem „Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe" (1708 -1717) legte er den Fürsten, unter Appell an ihre Einsicht, ihren Eigennutz, einen sorgfältig bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Plan vor, der die friedliche Schlichtung aller zukünftigen Streitigkeiten durch einen großen, für ewig gegründeten europäischen Bund bezweckte. Dieser sollte auf der Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes aufgebaut sein und gleichzeitig als gemeinsame Sicherung gegen innere Unruhen dienen.

Die Schrift des Abbé erfuhr viel Ablehnung, vor allem später in einer Besprechung von J.J. Rousseau (Jugement sur la paix perpétuelle Genf 1782[1]). Schlagend bewies dieser, daß die Verwirklichung der Gedanken des Abbé de Saint Pierre eine Unmöglichkeit darstelle, da bei einer Anerkennung aller Regierungen für ewige Zeiten als gleichberechtigt jede weitere Entwicklung und Angleichung an das Ideal der Gerechtigkeit dadurch verhindert würde, und daß zweitens durch den Plan des Abbé de Saint Pierre die Freiheit dem Frieden geopfert werde, da nur die Interessen der Herrscher gewahrt bleiben, wenn der historisch gegebene Zustand Europas durch ein Vertragsystem zu einem dauernden gemacht werden solle. Auf solcher Grundlage sei aber ein ewiger Friede ein Unding. Auch Rousseau forderte freilich einen allgemeinen, den Frieden gewährleistenden Weltbund der Staaten, aber unter der unbedingten Voraussetzung der Rückgabe der Rechte an die verschiedenen Völker und der Wahrung der inneren Verfassungen der einzelnen Staaten. In der Einführung des Rechtsgedankens als obersten Prinzips in dem Verhältnis der Staaten zueinander lag die bedeutende Leistung Rousseaus.

[1]) Oeuvres, Paris 1822. V S. 46—61.

Diesen Gedanken aber aufgegriffen und bis in seine letzten Folgerungen durchdacht und systematisch dargestellt zu haben, bleibt das große Verdienst von Kant. In zahlreichen Schriften der kritizistischen Periode seiner Weltanschauung nahm der Königsberger Philosoph Stellung zu dem ihm äußerst wichtigen Problem des Krieges und seiner endgültigen Ueberwindung. So schon 1784 in seiner „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", 1795 in seinem berühmten Traktat „Zum ewigen Frieden", um schließlich seine Gedanken in den „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" ausklingen zu lassen.

In der Schrift „Zum ewigen Frieden" folgert Kant aus der „in der menschlichen Natur gewurzelten Bösartigkeit", daß der Naturzustand der Menschen untereinander „ein Zustand des Krieges ist, d. i. wenngleich nicht immer ein Ausbruch der Feindseligkeiten, doch immerwährende Bedrohung mit denselben." Die bisherige, nicht auf eine sittliche Idee begründete Politik trage nur dazu bei, „das Besserwerden unmöglich zu machen und die Rechtsverletzung zu verewigen", sodaß, „während im Innern jedes Staates das Böse im Menschen durch den Zwang der bürgerlichen Gesetze verschleiert wird, es im äußeren Verhältnis der Staaten gegeneinander ganz unverdeckt und unwidersprechlich in die Augen fällt." Ueberwunden werden könne der Krieg nur durch eine Politik der sittlichen Freiheit und der Moral, also durch den menschlichen Geist als Träger höchster sittlicher Pflicht. Mit größtem Scharfsinn zeigt Kant, daß die einzige staatliche Verfassung, die den Frieden gewährleiste, die republikanische sei, da sie eine allgemeine, das Recht vertretende bürgerliche Gesellschaft in sich vereine. Diese könne aber nur dann eine die Idee der Moralität verwirklichende Kultur erreichen, wenn die Beziehungen der Staaten untereinander auch rechtlich bestimmt seien, d. h. wenn jede Einzelrepublik in der Weltrepublik als Bestandteil aufgehe. So nur könne in allmählicher aber naturnotwendiger Entwicklung der ewige Friede Wirklichkeit werden.

In der Durchführung und Begründung dieser Idee er-

weist sich auch hier, wie sehr sich Kant schon von der eigentlichen Aufklärung entfernt hat und über sie hinausgewachsen ist, wenn auch aus einer wichtigen Tatsache hervorgeht, daß Kant mit ihrer Geisteshaltung zutiefst verhaftet ist. Denn der einzelne Mensch bedeutet auch für ihn den freien Träger des Gesetzes des Handelns. So liegt das wichtigste Ergebnis seiner Untersuchungen darin beschlossen, daß Kant jedes Individuum, also nicht die Regierungen allein, durch die Einführung seines sittlichen Pflichtbegriffes mitverantwortlich macht für die Erreichung des allgemeinen politischen, rechtlichen und menschlichen Ideals, das er im ewigen Frieden aufgerichtet hat. Mit den Kantschen Anschauungen ist nach der einen Seite hin ein Höhepunkt erreicht, über den es rein gedanklich und logisch keinen Fortschritt geben kann.

Von einem entgegengesetzten Standpunkt aus entwickelte einige Jahrzehnte später Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte" seine politisch-rechtlichen Ideen. Für ihn ist die zeitliche Aufeinanderfolge der Staaten, die Entwicklung der Völker von Gott bestimmt und gelenkt, und so wird notwendigerweise der Krieg für Hegel zum gerechten Gottesgericht; denn es ist seine philosophische Ueberzeugung, „daß das, was geschehen ist und alle Tage geschieht, nicht nur nicht ohne Gott, sondern wesentlich das Werk seiner selbst ist."

Es wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit zu zeigen sein, daß sich in Goethe aus einer ganz anderen Denkweise und einem anderen Erleben der Welt und ihrer Geschehnisse heraus eine besondere Auffassung eigentümlicher Prägung vom Kriege entwickelt hatte, die weit von den gleichzeitigen Weltanschauungen Kants und Hegels abweicht. Es wird weiter zu zeigen sein, mit welchem anderen philosophischen System die Anschauung Goethes in unverkennbarem Einklang sieht.

B) Hauptteil: Goethes Verhältnis zum Kriege.

a) Vorbemerkungen: (Themastellung. Frühere Bearbeitungen. Literatur. Die Quellen und ihr Wert).

Goethe sah im Laufe seines Lebens ein Stück Weltgeschichte an sich vorüberziehen, wie es so gewaltig sich höchstens noch in dem Geschehen der letzten Jahrzehnte wiederholt hat. Blutige Katastrophen ballten sich damals, dicht aufeinander folgend, die eine die andere an Wucht und Bedeutung überbietend. Wie sehr er selber die Wichtigkeit all dieses Geschehens für die Vertiefung und Entwicklung seiner politischen Ansichten erkannte, berichtet er im Gespräch mit Eckermann: „Ich habe den großen Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, sodaß ich vom Siebenjährigen Kriege, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution, und endlich von der ganzen napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz anderen Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen." [1])

Ein andermal gesteht er, daß er nie versäumt habe, über diese manigfaltigen Weltereignisse, mit denen er ferner und näher in Berührung kam, nachzudenken und die Gegenstände nach seiner individuellen Weise zu ordnen und einen Zusammenhang zwischen ihnen auszubilden.[2]) Und in dem Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit" mißt Goethe den „ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs" damaliger Zeit auf die Entwicklung jedes einzelnen Individuums eine solche Bedeutung zu, daß er behauptet, „ein jeder nur 10 Jahre früher oder später

---

[1]) Bied. III, 74

[2]) I, 422, 479

geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein."[3])

Goethe war in die Zeit dieser großen kriegerischen Umwälzungen hineingeboren. Es mußte daher reizen zu untersuchen, wie er sich zu ihnen verhielt, wie sie sich in ihm spiegelten, und zu welcher Einstellung er gelangte — auch den verschiedenen Friedensbestrebungen gegenüber, die damals ganz besonders im Vordergrund des öffentlichen Interesses standen.

Das Ziel dieser Arbeit soll sein:

1. Das Herausarbeiten und die Deutung von Goethes innerem Verhältnis zum Kriege.
2. Die Erörterung seiner Einstellung zu den Friedenstheorien seiner Zeit.
3. Die zusammenfassende Darstellung des Entwicklungsganges seiner Auffassung vom Kriege.

Im Laufe der Untersuchung ergab sich, daß der einzig mögliche Weg, um zu wirklichen Ergebnissen zu gelangen, nur der sein konnte, die verschiedenen Stufen der Entwicklung des Dichters unter Berücksichtigung der vorliegenden Problemstellung zu verfolgen. Darum soll gezeigt werden, wie Goethes Wesensart in den einzelnen Perioden seines Lebens jeweils von anderen Einflüssen und Bildungsmächten bestimmt wurde, und wie sich infolgedessen seine Stellung zum Kriege im Wandel der Zeit geändert hat. Jeder andere Versuch zwang dazu, Aeußerungen des Dichters so ganz aus jedem das rechte Verständnis erst ermöglichenden Zusammenhang zu reißen, daß er von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt war. Aus der großen Vielheit Goethescher Aussprüche und Offenbarungen sollen die großen Linien in der Entwicklung seiner Weltanschauung herausgestellt werden. Es kommt vor allem darauf an, Goethes Stellung zum Kriege als solchem zu deuten, weniger zu den einzelnen, sehr umstrittenen Seiten desselben, wie Ursachen, Folgen usw. Irgendwie mußte auch Goethe, wie

[3]) I 26, 7 ff.

jeder Sterbliche, sich innerlich mit dem Problem Krieg auseinandersetzen, selbst wenn er den Krieg und seine Schrecken nie aus der Nähe kennen gelernt hätte. Der Krieg, der „Vortod" unseres Daseins, geht einen jeden Menschen tiefinnerlichst an, muß einen jeden berühren, denn er bildet den besten Prüfstein seiner gesamten Weltanschauung. Selbst aus völliger Teilnahmlosigkeit eines Menschen diesem Problem gegenüber lassen sich mancherlei Rückschlüsse auf seine Lebensauffassung ziehen. Solche Interesselosigkeit trifft aber auf unseren Dichter durchaus nicht zu.

Es dürfte einleuchtend sein, daß bei der Anlage und Zielsetzung dieser Arbeit der Einfluß der von Goethe miterlebten Kriege auf seine Ansicht vom Kriege nur eine Frage zweiter Ordnung bedeutet, wenn sie natürlich auch Berücksichtigung finden wird. Da nun andererseits die großen Kriegsepochen, deren Zeuge Goethe im Laufe seines Lebens war, vielfach mit wichtigen Abschnitten seiner inneren Entwicklung zusammenfallen, können sie bei dem gestellten Thema ruhig als äußerer Rahmen für die angedeutete Art der Untersuchung mitbenutzt werden.

Aus Goethes Äußerungen über manche kriegerische Zeitfrage und aus seinem Verhalten in jenen Wirren, ist früher oft gegen ihn der Vorwurf mangelnden Deutschtums abgeleitet worden. Diese Vorwürfe sind aber schon so gründlich widerlegt worden, daß ich es mir versagen kann, darauf im einzelnen stets noch genauer einzugehen [4]). Es erscheint vielmehr erstrebenswert und richtig, seine Auffassung darzulegen, ohne sogleich mit einem Werturteil heranzutreten.

So häufig z. B. die Stellung Goethes zur französischen Revolution bearbeitet worden ist, so selten wurde sein Verhältnis zum Kriege zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. Neben einigen kleineren Aufsätzen von J. Bab,

[4]) Vgl. F. G. Winter: Goethes deutsche Gesinnung.

E. Kuh, W. Bode ist eigentlich nur die rund 50 Seiten umfassende Arbeit von Gustav Roethe zu nennen, die als Anhang zu einer philologischen Untersuchung über die „Campagne in Frankreich“ 1919 erschienen ist. Sie steht aber einerseits noch viel zu sehr unter dem unmittelbaren Eindruck der Geschehnisse und der Stimmung des Weltkrieges und verfährt andererseits recht willkürlich in Auswahl, Anwendung und Verknüpfung Goethescher Aussprüche, was wohl durch Roethes persönliche Stellung zu dem Problem Krieg bedingt ist. Vor allem berücksichtigt Roethe durchaus nicht genügend stark

1. die Entwicklung von Goethes Stellung zum Kriege,
2. die Auseinandersetzung Goethes mit dem Kriege in seinen Dichtungen.

Zitiert ist nach der Großen Weimarer (Sophien) Ausgabe. Herangezogen wurde neben den bedeutenden Biographien und Literaturgeschichten besonders noch die Ausgabe von Alt-Waas. Sodann wurden die Einleitungen und Anmerkungen zu der Hempelschen Ausgabe, des von der Hellenschen Jubiläumsausgabe und der Festausgabe von Robert Petsch benutzt. Die übrige Literatur findet sich in dem Literaturverzeichnis und in wenigen Einzelfällen in den Fußnoten.

An geschichtlicher Literatur sind vor allem die Werke von Vecchio und Frischeisen-Köhler zu nennen, sodann der 8. Band der Lindnerschen Weltgeschichte. Mit großem Nutzen wurde ferner Scherrers „Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched bis Kleist“ verwertet, soweit Fragen der jeweiligen Formgebung des Krieges in den einzelnen Dichtungen Goethes berührt wurden, und aus dieser etwa tiefer auf Goethes Anschauungen geschlossen werden konnte.

In dreierlei Form bieten sich uns Aeußerungen Goethes über den Krieg: in seinen Briefen, in seinen Gesprächen und in seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Werken. Bei den Briefen sind vor allem zwei Gruppen zu unter-

scheiden: einmal jene schriftlichen Aeußerungen an Dritte, die vor dem Kennenlernen des Krieges, also vor dem Jahre 1792, getan werden. Sie sind selten, aber wertvoll, da nur besondere Gründe den Dichter zur Betrachtung veranlassen, die immer irgendwie auch mit seiner Person im Zusammenhang steht. Die zweite Untergruppe von Briefen bringt am lebendigsten den unmittelbaren Eindruck des miterlebten Kriegsgeschehens zum Ausdruck. Sie sind größtenteils für die vorliegende Arbeit von geringerem Belang. Denn meist hat Goethe noch nicht das richtige Verhältnis, den nötigen Abstand zu den Dingen gewonnen, um zu einer gültigen Einsicht gelangen zu können. In den uns überlieferten mündlichen Aeußerungen findet sich ab und zu ein Urteil, das als Ergebnis längeren Nachdenkens und kritischer Beurteilung gewertet werden kann. Doch spielt die mehr oder minder große Vertrauenswürdigkeit des Berichtenden eine gewisse einschränkende Rolle. Eine besondere Bedeutung kommt in dieser Gruppe seinen Gesprächen aus der späteren Zeit seines Lebens zu, in denen er rückschauend aus den mannigfachen Erfahrungen der miterlebten Kriegsläufte schöpft und kündet. Am wichtigsten für den Zweck dieser Arbeit ist die dritte Gruppe. Sie vermittelt die klarste Einsicht in die Anschauungen des Dichters.

b) Goethe in seiner Stellung zum Kriege bis zum Aufenthalt in Weimar.

Im ersten Teil von Dichtung und Wahrheit schildert Goethe in prächtigen, beredten Bildern die kriegerischen Bewegungen, an denen die alte Reichsstadt Frankfurt a. M. im Verlaufe des Siebenjährigen Krieges teilhatte. So eindringlich und bedeutsam dem lebhaften Knaben diese Ereignisse entgegentraten, irgend eine nachhaltigere, die Auffassung der nächstfolgenden Zeit bestimmende Wirkung kann man wohl nicht von ihnen ableiten. Seine Hochschätzung, ja Begeisterung für Friedrich den Großen bezog sich nur auf den sieggewaltigen königlichen Helden. Für ihn fühlte er durch und durch „Fritzisch“.

In Leipzig änderte Goethe dann nur unwillig seine Meinung über den von ihm einst so außerordentlich hochgeachteten preußischen Fürsten, und er fühlte seine Verehrung für ihn immer mehr erkalten. Der junge Student erkannte, daß die Größe der schweren Nöte und Lasten, die der erst vor kurzem beendete Krieg der anmutigen Pleißestadt auferlegt hatte, besonders das mißfällige Urteil der Einwohner beeinflußte, was er ihnen wahrlich nicht verargen konnte. Über die vergangenen Kämpfe mag er noch manches aus den Erzählungen eines befreundeten Offiziers erfahren haben, eine Aeußerung über den Krieg selbst ist nicht überliefert. Wichtigeres beschäftigte ihn viel zu sehr.

Zum ersten Male gewinnt man einen Einblick in Goethes Auffassung durch jenen berühmten Brief an Friederike Oeser aus dem Jahre 1769 [1]), in dem er so schonungslos, noch viel schärfer als im dritten Teil von Dichtung und Wahrheit [2]), die zeitübliche, innerlich hohle und unwahre Bardenpoesie richtet. Er bekennt: „Ich dencke . . . von allen Gesängen dieser Art . . . Gott sey Danck, daß wir Friede haben, zu was das Kriegsgeschrey", und weiterhin „Und was geht mich der Sieg der Teutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, eh! das kann ich selbst . . ." Diese schroffe und entschiedene Haltung ist wohl vor allem auf den friedliebenden, den Krieg aufs schärfste verwerfenden Geist der Aufklärung zurückzuführen, der auch ihn damals erfüllte. Andererseits gilt es die unerquickliche, verfahrene politische Lage jener Tage zu bedenken.

Drei Jahre später findet sich ein ähnliches Urteil in jener Rezension „Ueber die Liebe des Vaterlandes" [3]) in den ‚Frankfurter gelehrten Anzeigen'. Die umstrittene Autorschaft ist doch wohl Goethe zuzuerkennen. Er schreibt dort: „Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! . . . ". Freilich erscheint es als fraglich, ob das Urteil Roethes zu Recht besteht, „1772 sei

---

[1]) IV. 1, 197/98
[2]) I, 28, 141
[3]) I. 37, 270

Goethes Vaterlandsgefühl über den Tiefstand ‚ubi bene ibi patria' nicht heraus" [4]) – nur, weil dieser skeptisch dem gegenüber steht, wenn man „von den Griechen und namentlich den Römern las, glaubte und lernte, daß es süß und rühmlich sei, für das Vaterland zu sterben". Statt sogleich zu verurteilen, mag es zweckvoller sein zu versuchen, das richtige Verständnis für die politische und weltanschauliche Einstellung eines jungen Menschen der damaligen Epoche zu gewinnen.

Um dieselbe Zeit schon war die Hinwendung des jugendlichen Dichters zum Sturm und Drang erfolgt. Hiermit begann für ihn eine bedeutsame Auseinandersetzung mit dem Kriegerischen auf künstlerischem Gebiet. Denn die neue Geistesrichtung war allem kriegerischem Erleben innerlichst verwandt; dieser jähen, nicht eindeutig erklärbaren und in feste Gesetze und Regeln zu zwängenden Erschütterung des Daseins, die den Rausch der Leidenschaften entfesselt, sich urgewaltig, lebensteigernd kundgibt und voller Bewegung und Größe letzten Entscheidungen zutreibt. Vielleicht liegt solche Einstellung zum Kriege im Wesen jeder wahren Kunst beschlossen! Auch Goethe – und welcher junge Mensch fühlt sich nicht ganz besonders von allem Kriegerischen gepackt und berührt? – kann sich dem erhebenden, äußeren Gesicht des Krieges nicht entziehen. Er gestaltet ihn, wie er ihn sieht: lebensvoll, kräftig in Farbe und Ton, durchaus realistisch. Ob diese künstlerische Beschäftigung aber auch einwirkt auf seine Meinung vom Kriege – im Sinne etwa einer heroischen Lebensauffassung – muß dahingestellt bleiben.

Natur und Freiheit werden für Goethe vorherrschende Richtungen. Neben Werther und Faust gestaltet der Dichter mit der Kraft gesteigerten Titanentums einen Götz, einen Prometheus, ziehen ihn Persönlichkeiten wie Caesar, Mahomet – als große Empörer der Menschheit – mächtig an. Gegenüber der aufklärerischen Lebensauffassung, gegenüber dem französischen Tragödienideal „wirft sich der

[4]) Campagne in Frankreich, S. 309

frühe Sturm und Drang mit der ganzen Frische einer jungen Neigung in die Gestaltung kriegerischer Tat, die ihn aus seinem Evangelium Shakespeare in berauschender Fülle lockt. Als stärkster Ausdruck und zugleich mächtigster Anreger des Erlebens der jungen Generation ersteht Goethes ‚Götz von Berlichingen' ".[5]) Der Dichter ist sich dessen vollauf bewußt; im Juli 1773 überschickt er seinem Jugendfreund Demars „ein Drama meiner Arbeit. Sein Glück muß es unter Soldaten machen".[6]) M. Scherrer hat vor allem die Gewalt des kriegerischen Geistes, die in diesem Werke mitreißt, sehr fein gewürdigt, besonders wie sie in der zweiten Fassung des Götz von 1773 zu uns spricht, in der die Kampfhandlung einen bedeutend breiteren Raum einnimmt. Mit hervorragend gemeisterter Bildhaftigkeit und Eindringlichkeit erstehen vor unserem Geiste die Kämpfe im Frankenland, die durchaus nicht hinter den weltgeschichtlich bedeutenden Kampfhandlungen bei Shakespeare zurückbleiben. Über die blutige Entscheidung bringende Zigeunerszene urteilt Scherrer[7]) z. B.: „Es ist eine der Stellen, wo wie nirgends sonst in dem neuen Rhythmus das neue Erleben des Sturm und Drangs fühlbar wird". Die Jagd des wilden Jägers tobt über das nächtliche Lager, und die Hetze der Weislingischen Reiter rast mit gut geschilderter Wucht hinter Götz einher. Die Stimmungsgewalt der tobenden Natur und des wildbewegten Gefechtes übersteigern sich wechselseitig.

Hatte Goethe schon mit dem Götz die übrigen Stürmer und Dränger in der Behandlung des kriegerischen Motivs weit überboten, noch trefflicher gelingt es ihm in seinem Prometheus-Fragment. Im zweiten Akt stellt er rein allegorisch und tiefschürfend die Entstehung des Krieges dar[8]). Der Streit der zwei Hirten führt uns die tiefste und früheste Ursache (auch die modernste Forschung steht durchaus auf

---

[5]) M. Scherrer, S. 77 ff.
[6]) IV. 2 96
[7]) S. 84
[8]) I. 39. 203

diesem Standpunkt) aller blutigen Streitigkeiten vor Augen: den Kampf um die Beute, den Besitz.

Sonst interessieren den jungen Dichter die damaligen Welthändel wenig. So gesteht er selbst in Dichtung und Wahrheit[9]) — 1775 — zur Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges, der aller Augen auf sich zog: „An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur in so fern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten, ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren." Kurz darauf, als ihn sein Geschick nach Weimar führte, sollte er jäh aus dieser politischen Gleichgültigkeit gerissen werden. Er selbst mußte nun tätigen Anteil an dem heimlichen diplomatischen Getriebe der Menschen nehmen, das nur zu oft in kriegerische Verwicklungen ausläuft.

c) Goethes Urteil über den Krieg bis zum Beginn der Revolutionskämpfe.

Goethe trat in Weimar in jene Lebensperiode ein, die auf seine innere Wandlung durch bildende Elemente wie Hof, Amt, Herzog und Frau von Stein auf das stärkste einwirkte. Er erkannte die Bedeutung fester, bindender Formen, einer verantwortlichen Lebensführung. Am deutlichsten spiegelt sich dieser Vorgang in seinen dichterischen Produktionen, den Selbstbekenntnissen seines Inneren.

Sein Egmont — noch begonnen in der Frankfurter Zeit, zeigt schon die innerliche Abkehr vom Sturm und Drang. Die Gestaltung des Kriegerischen steht schon nicht mehr so stark im Mittelpunkt wie im Götz. Der beste Wert des Egmont beruht in der soldatischen Charaktergestaltung des heldischen Führers, der erst in der rücksichtslosen, freien Einsetzung seines Lebens sich ganz erfüllt. „Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbstverfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit mei-

[9]) I. 29. 69.

nen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Loos zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?" [1]) „Egmont ist trotz des patriotischen Schlusses nicht zuerst Soldat für sein Land; . . . er ist es ohne jede Zwecksetzung aus der vom Dichter stark betonten Dämonie seines Wesens." [2]) Egmont ist die höchste Erfüllung kriegerischen Draufgängertums. Goethe selbst bezeichnet als die Wurzel von Egmonts Charakter seine persönliche Tapferkeit.[3]) Am lebendigsten und eindrucksvollsten arbeitet Goethe das Heldenbild Egmonts in dem gläubigen Aufschauen seines Klärchens heraus. In ihrem ganzen Wesen, in ihrem kriegerischen Sinnen und Trachten ist sie dem geliebten Manne durchaus ebenbürtig. Aber von der unbedingt freudigen Bejahung alles Kriegerischen durch den Sturm und Drang hat sich der Dichter schon merklich entfernt. Er lernte die menschlichen Verhältnisse wirklichkeitsnäher und abwägender betrachten. So schildert er auch den anderen, nicht über Sieg und Beute jubelnden Teil der Menschen, z. B. in den beweglichen Klagen des Schneiders Jetter: „Krieg! Krieg! Wißt ihr auch was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht ist wohl natürlich; wie lumpig aber unser einem dabei zu Muthe ist, kann ich nicht sagen . . . !" [4])

Julius Bab spricht in dem „Traumstück Egmont" dem Kriege eine ganz geringe Rolle zu. Der Kern sei wie im Götz ein tragisch-idyllischer: das schicksalhafte, wehrlose Verströmen großer Lebenskräfte. Demgegenüber wurde versucht zu zeigen, daß beide Schöpfungsn durchaus zur Kriegsdramatik gehören, nur daß im Götz die Bejahung des Krieges eine bedeutend nachhaltigere, rückhaltlosere ist als im abwägenderen Egmont.

Noch deutlicher als im Egmont erfolgt die innere Abkehr Goethes von Geistesrichtung und Auffassung der Geniezeit in den weiteren Dichtungen der ersten Weimarer Peri-

---

[1]) I. 8. 221
[2]) M. Scherrer, S. 183
[3]) I. 29. 175
[4]) I. 8. 181

oder: in seiner Iphigenie, seinem Tasso. Vor allem wird dieser Vorgang beschleunigt durch seinen italienischen Aufenthalt, während dessen diese Werke meist erst ihre gültige Formgebung und Vollendung fanden.

Nur in der Iphigenie wird durch den jugendlich begeisterten Orest noch einmal in schönen Worten dem Krieg sein bedeutender Anteil am menschlichen Dasein zugebilligt.

„Wenn sie dem Menschen frohe Tat bereiten
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er sein Reich vermehrt, die Gränzen sichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn;
Dann mag er danken! denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt." [5])

M. Scherrer weist mit Recht darauf hin, daß die innere Wandlung seit dem Götz auch in der äußeren Form sich kundgibt durch die Abwendung von der Gegenständlichkeit.[6]) Denn alles Kämpferische tritt neben den allein wichtigen seelischen Vorgängen ganz zurück.

Der bestimmende Einfluß, den der Weimarer Aufenthalt auf den jungen Goethe und seine Welt- und Lebensansicht ausgeübt hat, wurde zunächst an seinen Dichtungen nachgewiesen. Mit Absicht sind diese und die des vorhergehenden Lebensabschnittes in den Vordergrund der Betrachtung gerückt worden. Denn nur aus Goethes künstlerischer Wesensart ist seine Auffassung vom Leben und der Geschichte zu begreifen, wie es Wilhelm Dilthey uns so feinsinnig gezeigt hat.

Seinem Wesen liegt zutiefst ein suchendes, nachdenkliches Erforschen der Welt zugrunde, die aus dem flutenden Leben selbst in allen seinen feinverästelten und ineinanderverschlungenen Beziehungen erfaßt wird. „Im Mittelpunkt der Lebensbetrachtung Goethes stehen die Persönlichkeit, die Verhältnisse um sie her, ihre Bildung. Immer ist seine Auffassung der menschlichen Dinge von dem abhängig geblieben, was er in seiner eigenen Lebenserfah-

---

[5]) I. 10. 31.
[6]) M. Scherrer, S. 188

rung erreichen konnte. Indem er von hier aus die historische Vergangenheit durchmusterte, erschien ihm das Leben als dasselbe zu allen Zeiten.“ [7]) Nur von solchem Standpunkt aus ist Goethes Stellung zum Kriege zu verstehen.

Der hohe Reiz und Wert des Götz und des Egmont liegt gerade darin, daß Goethe, trotz aller historischen Umkleidungen, das stets gleichbleibende menschliche Treiben in ihnen schildert. Dieses vermag aber der Dichter nicht wissenschaftlich, ursächlich zu erfassen. Er nimmt es, wie es sich ihm in aller Buntheit darbietet, und er sieht nur ein Nebeneinander der Dinge, eine ewige Wiederholung aller menschlichen Lebensäußerungen. Diese Grundeinstellung Goethes wird sich bei der weiteren Betrachtung seines inneren Verhältnisses zum Kriege immer von neuem offenbaren.

Für den Wandel der Goetheschen Auffassung vom Kriege in der Weimarer Zeit finden sich aber außer in seinen Dichtungen auch sonst mannigfache Belege.

Zu Anfang 1778 beschäftigt ihn der drohende bayrische Erbfolgekrieg. Von künstlerischen Arbeiten wird er dadurch abgezogen. „Jetzt macht uns aber der Eindringende Krieg ein ander Wesen. Da unser Kahn auch zwischen den Orlogschiffen gequetscht werden wird. Gott sey danck ich hab schönen Muth, und freyes Leben.“ [8]) Ein Besuch zusammen mit seinem Herzog in Berlin während der Vorbereitungen zu dem Feldzug blieb auch für Goethe nicht ohne Interesse. Er fühlt sich ganz als objektiver Zuschauer: „Es ist ein schön Gefühl an der Quelle des Kriegs zu sizzen in dem Augenblick da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Überfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit für sie geopfert zu werden.“ [9]) Aber aus solchem und ähnlichem Urteil, nur weil er Manöver, Generale usw. mit leidlichem Wohlgefallen auf sich wirken ließ, gleich zu schließen, „er sei nie kriegsfreundlicher gewesen

[7]) Diltney, Das Erlebnis und die Dichtung, S. 321
[8]) IV. 3, 215
[9]) IV. 3, 224

als in diesen Tagen,“ [10]) erscheint doch nicht recht angängig. Im ganzen wirkt das Treiben in Berlin eher abstoßend auf ihn „Soviel kann ich sagen ie gröser die Welt desto garstiger wird die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eseley der Hanswurstiaden ist so eckelhaft als das Wesen der Grosen Mittlern und Kleinen durch einander.“ [11])

Als im Verlaufe der Kriegsgefahr des Winters 1778-79 zwischen Oesterreich und Preußen die Lage für den thüringischen Kleinstaat besonders bedrohlich wurde, gab der Minister Goethe ein eingehendes Gutachten ab, in dem O. Lorenz nichts geringeres als die Ursprungsidee des Fürstenbundes zu finden glaubt.[12]) Jedenfalls war es Goethe darum zu tun, die drohende Kriegsgefahr von Mitteldeutschland fernzuhalten. Das rasche Kriegsende beseitigte die unmittelbare Schwierigkeit der Lage. Goethe atmete auf. So berichtet uns Wieland: „Goethe — hat wieder was gar Köstliches produziert und ist überhaupt gar lieb und gut seit einiger Zeit, der Friede macht ihm eben auch wieder Lust ums Herz — denn wir waren hier in einer garstigen Lage.“ [13])

Goethe trat in demselben Jahr in die Kriegskommission ein, nicht aus Neigung, sondern „nur“ — wie er später dem Kanzler von Müller gestand —, „um den Finanzen durch die Kriegskasse aufzuhelfen, weil da am ersten Ersparnisse zu machen waren.“[14]) Er hatte rein verwaltungstechnische Fragen wie z B. die Aushebung unter sich, und dieser Zweig seiner Tätigkeit war gewiß nicht dazu angetan, ihm tiefere Einsicht in Kriegshandwerk- und -wesen zu gewähren.[15])

Goethe war im Interesse der Aufrechterhaltung und Sicherstellung des Friedens der Anreger und eifrige Förderer des Weimarisch-Dessauischen Fürstenbundes. Erst als

---

[10]) Roethe, Campagne in Frankreich, S. 314
[11]) IV, 5. 225
[12]) Siehe O. Lorenz, S. 60
[13]) Bied. I. 96
[14]) Bied. III. 97
[15]) Siehe dazu C. A. H. Burkhardt, G. J. B. VI. Bd. 1885. S. 344

er schon in Italien weilte, erfuhr er zu seinem großen Verdruß die Schwenkung des Bundes unter die preußische Oberleitung. Carl August geriet ganz und gar in das militärische Fahrwasser und beteiligte sich als preußischer General an dem Feldzug in den Niederlanden. „Die größere militärische Zurückhaltung, die Goethe für politisch ratsam fand, war unter dem Gesichtspunkt der Interessen eines kleinen Landes durchaus gerechtfertigt.“ [16]) Mit größter Sorge verfolgte Goethe diese Entwicklung und machte dem Herzog gegenüber keinerlei Hehl daraus. So z. B. in seinem Glückwunschbrief vom 17. 11. 87: „Ihr werther Brief von Eisenach versichert mich Ihres Wohls und läßt mich sehen daß Sie Ihre neue Laufbahn mit Muth und Freudigkeit antreten. Möge ein günstiges Schicksal ihr Unternehmen für Sie und die Ihrigen zum Besten kehren und alle Besorgnisse nach und nach auflösen und zerstreuen, die sich über Ihr Beginnen in den Herzen so vieler gesammelt und festgesetzt haben.“ [17])

Das kunstgenießende Dasein in Italien hatte ihn schon ganz diesem Welttreiben entrückt. Er fühlte deutlich, daß seine Entwicklung ihn andere Bahnen führt, zu anderen Interessen und einer anderen Auffassung.[18]) So schrieb Goethe aus Frascati am 28. 9. 87 an Carl August, „Ich bin an der friedlichen Seite der Welt, Sie am kriegerischen Ende und alles berechnet man könnte keine antipodischere Existenz haben.“[19]) Er fühlte den Gegensatz zwischen des Herzogs kriegerischem und seinem eigenen stillforschenden, friedlichen Dasein aufs stärkste. Während des zweiten römischen Aufenthaltes bekannte er: „Ich hoffe, die trüben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen. Unsere modernen Kriege machen viele unglücklich indessen sie dauern, und niemand glücklich wenn sie vorbei sind.“ [20]) Und schließlich gestand er: „Ich bin ein Kind des Friedens,

---

[16]) O. Lorenz, S. 83
[17]) IV. 8. 291 u. Bied. I. 157
[18]) IV. 8. 34
[19]) IV. 8. 261
[20]) I, 32. 78

und will Frieden halten für und für, mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe.“ [21])

Nach der Rückkehr aus Italien sollte es Goethe schwer genug werden, sich schnell wieder in die heimischen Verhältnisse einzugewöhnen. Aus dem friedlichen Schaffens- und Liebesglück in Weimar riß ihn neben der Reise nach Venedig vor allem eine anschließend sofort erfolgende Einladung von Carl August, ihn im Sommer 1790 in das schlesische Feldlager zu begleiten. Es entsprach auch Goethes Wunsch; denn am 28. Februar erkundigt er sich noch, „wann dießjahr die Revüen fallen? wenn kein Krieg wird. Ich möchte das 90er Jahr gern unter freyem Himmel, soviel möglich zubringen.“ [22])

Seine geologischen Arbeiten, auch einige dichterische Versuche machten Fortschritte in dieser Zeit. Im übrigen: „manche Unannehmlichkeiten und Plage wird durch neue Begriffe und Ansichten vergütet.“ [23])

Er berichtet in den Tag- und Jahresheften über seinen Zustand selbst: „In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königsreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manöeuvrieren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb, mitten in der bewegtesten Welt, ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte.“ [24]) Aber bald schon war der Dichter des untätigen Lagerlebens müde und sehnte sich nach seinen vielfältigen Tätigkeiten nach Weimar zurück, „weil doch kein Anschein ist, daß es zum Ernste kommen könnte,“ [25] und so wünscht er sich wenigstens:

„Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.

---

[21]) I. 32. 114
[22]) IV. 9. 179
[23]) IV. 9. 218
[24]) I. 35. 15
[25]) IV. 9. 224

Aber es zeigt sich kein Feind – und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Marvors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg."[26])

d) Goethes Auffassung während der Revolutionskriege.

Mit dem Jahre 1792, als ihn der Wunsch des Herzogs erreichte, mit ihm an dem Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich teilzunehmen, begann für Goethe eine mehr als zwanzig Jahre umfassende Periode, in der er den Krieg von seinen verschiedensten Seiten kennen lernen sollte. Noch zu Anfang des Mai 92 wünschte er: „Das gute Schicksal lasse aus dem bevorstehenden Feldzug keinen Krieg werden. Ich hoffe es . . . "[1]) Denn ungern verließ er diesmal Weimar, weil er Geliebte und Kind dort zurückließ. Darüber hinaus erlitten seine naturwissenschaftlichen Studien, denen er sich mit immer größerem Interesse zuwandte, eine unliebsame Unterbrechung, und zudem wurde die Arbeit am neubegründeten Theater empfindlich gestört. Schließlich überließ er nur unwillig andern den Umbau seines Hauses. Es war Goethe seltsam zumute bei seiner ganzen augenblicklichen Haltung, einem Heere ins Feld zu folgen. Denn schließlich ging ihn die Sache, um die in Frankreich gekämpft werden sollte, durchaus nichts an. Ihm war „weder am Todte der Aristocratischen noch Democratischen Sünder im mindesten etwas gelegen." [2])

Aus dieser halb gleichgültigen, halb unwilligen Stimmung erklärt sich auch zur Genüge die Ironie, mit der Goethe während des Feldzugs alle Dinge betrachtete. Schon vorher spottete er leichthin, daß „sich des Königs von Preußen Majestät in Gnaden entschlossen hat Frankreich in einen Aschenhaufen zu verwandeln." [3]) Auch im Felde bemächtigte sich seiner des öfteren eine satirische Laune über all die tragikomischen Dinge, die sich dort enthüllten. Er plante poetische Tagesbefehle, doch war ihm dazu die Sache doch wieder zu ernst, er selbst nicht genug Hofnarr.

[26]) I. 4. 122
[1]) IV. 9. 306
[2]) IV. 10. 6.
[3]) IV. 9. 320

Von Anfang an sehnte er sich wieder heim. „Es ist gar zu nichts nütze daß man sich von denen entfernt die man liebt, die Zeit geht hin und man findet keinen Ersatz.“ [4]) Der Humor verging ihm unterwegs bald in Ärger über das ewige Politisieren und das leidige Zeitungsgewäsche, über das eine und einzige Thema überall, wohin er kam: „Desswegen wünschte ich mich wieder zwischen die Thüringer Hügel wo ich doch Hauss und Garten zuschließen kann.“ [5]) „So schreibt kein Soldat, so schreibt auch keiner, der aus eigner Neigung mitzieht, um als Schlachtenbummler den Krieg kennen zu lernen“, sagt Waas durchaus mit Fug und Recht.

Im Anfang glaubte Goethe an einen raschen Siegeszug der Preußen nach Paris. Desto größer war dann der Mißmut, die Enttäuschung, als die preußische Kriegsführung versagte. Die Fehler des Verbündeten-Systems erkannte Goethe nur zu deutlich. Ironisch schrieb er schon aus dem Lager bei Hans an C. von Knebel am 27. Sept.: „In diesen vier Wochen habe ich manches erfahren und dieses Meisterstück von Feldzug giebt mir auf viele Zeit zu dencken. Es ist mir sehr lieb daß ich das alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist sagen kann: et quorum pars minima fui . . . .“ [6]) Und schließlich war ihm dieser Feldzug, der als eine der „unglücklichsten Unternehmungen in den Jahrbüchern der Welt eine traurige Gestalt machen wird“ [7]) nur noch: „ein böser Traum, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual zwischen Trümmern, Leichen, Äsern und Scheishaufen gefangen hielt.“ [8])

Dreißig Jahre später erst ist Goethe darangegangen, die Ereignisse des französischen Feldzugs schriftlich festzuhalten. So ist ihm mancher Einzelzug entfallen und manche Tatsache erfuhr eine wesentliche Milderung. Die „Cam-

---

[4]) IV. 10. 1
[5]) IV. 10. 6
[6]) IV. 10. 25
[7]) IV. 10. 33
[8]) IV. 10. 36

pagne“ sollte einen weiteren Teil seiner groß angelegten Autobiographie darstellen, und so erklärt sich die Hineinnahme von Teilen seiner Lebensgeschichte, die nichts mehr mit dem Feldzug zu tun haben.[9]) Andererseits will die „Campagne“ nicht eine unbedingt verläßliche Quelle darstellen. Ranke konnte natürlich aus ihr nichts entnehmen, denn mit freiester Gestaltung gibt Goethe eine Darstellung jenes kriegerischen Unternehmens. Ihm kommt es darauf an, die Stimmung der damaligen Zeit anschaulich festzuhalten, das ist ihm zweifellos ganz meisterhaft gelungen, vor allem dank seinem so oft bewährten, ausgezeichneten Gedächtnis. Die Bedeutung des Buches liegt so vor allem in seinem kulturgeschichtlichen Wert. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Feinheit, mit der er kleinste und nebensächliche Züge festhält, macht seine Campagne zu einer so fesselnden und anmutigen Lektüre. Es heißt ganz falsche Maßstäbe anlegen, verlangt man von Goethe kriegsbegeisterte Berichte, die militärisch interessante Vorgänge schildern sollen, denn er blieb auch im Felde neben dem Dichter vor allem der Forscher und Kunstfreund.

Die Kriegführung, wie er sie vor seinen Augen sich abwickeln sah, brachte ihn schließlich zur Verzweiflung: „Glückselig aber der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte.“[10]) Er verfolgte aufmerksam die kriegerischen Vorgänge, solange er bei der Armee war. „Es ist höchst interessant gegenwärtig zu seyn da wo nichts gleichgültiges geschehen darf. Den Kriegsgang unter einem so großen Feldherrn . . . näher kennen zu lernen giebt auch einem müßigen Zuschauer Unterhaltung genug“[11]) Fast stets war er zu Pferde mit in der vordersten Linie. Daß es ihm durchaus nicht an persönlichem Mut gebrach, bewies er in verschiedenen gefährlichen Situationen. Während der Kanonade bei La-Lune ritt er gelassen in den dichten Kugelregen hinein und stellte bei sich sachlich und kühl die Wir-

[9]) S. dazu Roethe: Campagne in Frankreich, S. 16 ff., der diese Fragen eingehend behandelt.

[10]) I. 33. 50

[11]) IV. 10. 15

kung dieses Experimentes fest. Das ist überhaupt der vorherrschende Zug: wissenschaftlich-nüchterne Beobachtung und Untersuchung. Für Todesmut und tollkühne Aufopferung brachte er nicht viel Verständnis auf. Den sich unnötig der Gefahr aussetzenden Prinz Louis Ferdinand von Preußen überredete er auf Bitten von dessen Umgebung, sich in Sicherheit zurückzubegeben. Die Jäger, die vor Verdun, „einem wahrscheinlichen Tod entgegengehend, sehr libertine Lieder sangen“ [12]) blieben auf ihn nicht ohne Eindruck. Er erinnerte sich ihrer des öfteren. Sonst kam er mit den Soldaten nicht in Berührung. Diesen rauflustigen, angeworbenen Söldnern stand er innerlich fremd und fern gegenüber. Im Kreise der Offiziere wußte er sich geschickt kraft seiner Persönlichkeit durchzusetzen. Wie er sich aber in militärische Dinge mischte und für die Aufstellung von Batterien Ratschläge erteilen wollte, erlebte er eine derbe Abfuhr. Hin und wieder verrät ein Satz, eine Betrachtung, daß er auch durchaus das Problematische des Krieges erkennt.

Die Ordnung inmitten der Aufhebung aller gesicherten Verhältnisse reizte Goethe ganz besonders. „Es gibt dergleichen Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Credit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat“. [13])

Vor allem sah er die Schattenseiten des Krieges sehr scharf und deutlich. Die arg mitgenommenen Bewohner des Landes bedauerte er mehrfach. Das Schicksal des Einzelnen berührte ihn tief, ließ ihn mitempfinden und mitleiden. So schrieb er am 2. Sept. an Christiane: „Wir sind schon weiter in Frankreich, das Lager steht bey Verdün. Die Stadt wollte sich nicht ergeben und ist gestern Nacht beschossen worden. Es ist ein schrecklicher Anblick und

[12]) I. 33. 33
[13]) I. 33. 26

man möchte sich nicht dencken daß man was liebes darin hätte.“ [14])

Die Bedeutung des Krieges wußte er durchaus zu würdigen. Am Abend der Kanonade von Valmy, deren mannigfache Eindrücke er später so meisterhaft schilderte, als alle Offiziere rat- und mutlos dareinschauten, sprach er — um seine Meinung gebeten — jene berühmten Worte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ [15])

Er sah deutlich, was bei dem unseligen Ende des Feldzuges zu erwarten stand. Schon von Luxemburg aus schrieb er am 15. Oktober an C. G. von Voigt: „Europa braucht einen 30jährigen Krieg um einzusehen was 1792 vernünftig gewesen wäre.“ [16]) So ganz unrecht sollte er damit nicht behalten.

Daß er auch in das Wesen des Krieges als solchen einen tieferen Einblick getan hat, beweist eine Stelle wie die folgende zur Genüge: „So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Raubeu und Bezahlen lebte man immer hin, und dieß mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifelsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Charakter hat, und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.“ [17])

Zuletzt ging das ewige Jammern, der unaufhörliche Regen, der mißmutige Rückzug Goethe ziemlich auf die Nerven, und er rettete sich so rasch wie irgend möglich aus dem Kriegsgewühl. In Düsseldorf empfand er so recht, wie sein durch eine schreckliche Kampagne verhärteter

---

[14]) IV. 10. 13
[15]) I. 33. 75
[16]) IV. 10. 34
[17]) I. 33. 42

Sinn „sich gegen Kunst, Natur und Welt wendete.“ [18]) Mitte Dezember zu mitternächtlicher Stunde gelangte er nach einer kurzen Besuchsreise durch Norddeutschland wieder nach Weimar. Der Rest des Winters wurde verbracht mit der Einrichtung der Wohnung, der Tätigkeit am Theater, den optischen Studien. Die politischen Ereignisse jener Tage ließen Goethe „die Welt blutiger und blutdürstiger erscheinen als jemals.“ [19]) Aus seiner Ruhe wurde der Dichter aber bald wieder aufgestört. Im Februar gelangte von Herzog Carl August, der schon längst wieder im Hauptquartier weilte, eine Einladung an Goethe: „Bekommen wir ein schönes Frühjahr, so glaube ich, du täthest wohl, das erste Grün in deiner Vaterstadt zu sehn; du könntest von da aus gantz bequem einem der wichtigsten Vorfälle, der Belagerung von Mayntz beywohnen.“ [20]) Goethe folgte dem Rufe sehr ungern, denn „wie früher an einem beweglichen Übel,“ so sollte er „nun an einem stationären Theil nehmen.“ [21]) Erst Ende Mai kam er bei der Belagerungsarmee an, mit „Geduld und Langmut“ gewappnet, die indes nicht weit vorhielt. „Die Zerstreuung, Verwirrung, Inhumanität um uns ist zu groß“, schreibt er an Herder. [22]) Seine Befürchtung, „daß das Kriegswesen gar zu wilden Einfluß auf sein zartes Herz äußern würde,“ [23]) sollte sich schnell genug erfüllen. Der Belagerung brachte er erst noch reges Interesse entgegen, nur auf die Dauer ermüdete ihn das militärische Treiben; er arbeitete vor allem an seinem „Reineke Fuchs“. So teilte er der Herzogin Amalia mit: „Was die Unterhaltung selbst betrifft ist solche sehr einfach. Ew. Durchl. wird bekannt seyn daß die Sprache der Batterien noch einsilbiger ist als die deutsche Sprache,“ [24]) und

---

[18]) I. 33. 192

[19]) I. 33. 266

[20]) Briefwechsel des Herzogs Großherzogs Carl August mit Goethe hg. v. H. Wahl, I. Bd. S. 171 Berlin 1915

[21]) I. 33. 271

[22]) IV. 10. 64

[23]) IV. 10. 57

[24]) IV. 10. 82

an Knebel zu Anfang Juli: „Wie sehr wünscht ich den Musen des Friedens huldigen zu können.“ [25])

Nach dem Marienborner Gefecht ritt Goethe bei Tagesanbruch in das Dorf und empfand den starken Kontrast: „Da lagen die armen Verwundeten und Todten und die Sonne ging hinter Maynz sehr prächtig auf.“ [26]) Noch mehr aber dauerten ihn die armen Mainzer, deren Stadt zum größten Teil der Zerstörung anheimfiel. Angesichts ihrer Leiden erfaßte ihn eine Art stupor: mit „der Verstand steht mir still“ bezeichnet er die Lage seines Geistes. Einmal brannte er auch ein Geschütz ab, ohne etwas zu treffen. [27]) Unumwunden erkannte er an, daß hier im Kriegstreiben der Herzog sich wieder so recht in seinem Elemente fühle. Nach der Eroberung war er froh, daß nicht verlangt wurde, „weiteren Antheil an den Unbilden des Krieges zu nehmen.“ [28])

In der folgenden Zeit hat er sich diesen Erfahrungen entzogen. Als er im Oktober 1795 wieder als eine Art offizieller Berichterstatter nach Frankfurt gehen sollte, lehnte er ab: „In ein solches Gewirre möchte ich von heiler Haut mich nicht hineinbegeben, da ich dergleichen anmuthige Situationen schon kenne.“ [29]) Ihn verlangte es nur nach Ruhe und Frieden. 1794 weist Goetne in den Tag- und Jahresheften darauf hin, wie sehr ihn die vergangenen Kriegsereignisse mitgenommen hatten, und wie sehr er der Ruhe bedürftig sei.[30]) „Denn persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, das größte Unglück was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände geteilt zu haben, gab die traurigste Stimmung.“ Die Eindrücke aus den Kriegstagen in der Kampagne und vor Mainz steigerten zweifelsohne Goethes persönliche Scheu und Abneigung gegenüber dem Kriege. Er suchte sich von

[25]) IV. 10. 48
[26]) IV. 10. 61
[27]) Bied. I. 196
[28]) I. 33. 324
[29]) IV. 10. 314
[30]) I. 35. 25

Jahr zu Jahr die Kriegsereignisse mehr und mehr fernzuhalten, wenn er sie auch aufmerksam verfolgte, wie seine Briefe zeigen. Meist sprach er über sie zu seinem Freunde H. Meyer - ganz selten zu Schiller, mit dem zusammen er nur künstlerische und wissenschaftliche Neigungen pflegen wollte im Sinne des vorherrschenden Humanitätsideals. Das ist bezeichnend. Seine Sorge ist:

„Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es getan, ruhige Bildung zurück." [31])

Sein geistig Bestes gehörte der Wissenschaft und Kunst; aber, „während die blutigen Wellen noch lange hin und wieder schlagen, indessen sey es uns erlaubt den Künsten des Friedens nachzuhängen" [32]) Er machte sich viele Sorgen um die Vaterstadt und die rheinischen Fluren (1796). Vor allem beunruhigte ihn das Schicksal seiner Mutter. Im übrigen interessierte es ihn, ob er trotz aller Kriegswirren nach Italien reisen könne, ob die thüringischen Berge den siegreichen Revolutionsheeren eine Schranke setzen würden, damit er in seinen wissenschaftlichen Studien ungestört fortfahren könne. Wünsche, die angesichts der damaligen Verhältnisse durchaus verständlich sind. Roethe [33]) urteilt doch vielleicht zu einseitig, wenn er von Goethe Kriegswillen und Patriotismus verlangt, oder weiterhin schreibt: „Die Friedenssehnsucht Goethes hat in den Briefen etwas Negatives, Verdrossenes, Kurzsichtiges . . . Das Gefühl, daß der Dichter damals seiner Zeit nicht immer gewachsen war, bleibt doch bestehen, so würdig er in seinem bürgerlichen Epos die Hemmungen überwand, die ihn sonst lähmen."

Besonders 1797 verfolgte Goethe mit Interesse alle Kriegsfragen, als er sich auf seiner Reise in die Schweiz wieder den Kriegsschauplätzen näherte. In Frankfurt stellte er den demoralisierenden Einfluß des Krieges fest an dem zunehmenden Leichtsinn, der großen Vergnügungssucht. Angesichts der Ohnmacht des Einzelnen dem Kriege gegen-

---

[31]) I. 1. 354
[32]) IV. 11. 212
[33]) Campagne in Frankreich, S. 318

über, hielt er es fatalistisch für richtig, „daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das Übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist . . .“ [34])

Gern hörte er über die französischen Soldaten und ihre jungen, fähigen Generale Näheres und erriet, „daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse, und daß eine solche Nation in mehr als einem Sinne furchtbar sei.“ [35]) Zu Gessner äußerte er dann auf Grund seiner Erfahrungen: „Der Krieg zeigt die Menschen in der rohen Stärke aller Leidenschaften.“ [36]) Goethe gewann immer mehr ein sachliches Verhältnis zum Kriege und lehnte alle Phrasen ab. Deutlich kommt das in einer Rezension in der Jenaischen Literaturzeitung über das Lied „Soldatentod“ aus des Knaben Wunderhorn zum Ausdruck: „Möchte vielleicht im Frieden und bei'm Ausmarsch erbaulich zu singen sein. Im Krieg und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas greulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der Krieg ist gut.“ [37])

Kurze Zeit nach Abschluß des Baseler Friedens (1795) erschien Immanuel Kants kleiner, viel Aufsehen erregender philosophischer Entwurf „Zum ewigen Frieden“. Den Zeitgenossen war die Schrift im allgemeinen zu wirklichkeitsfremd, zu abstrakt, zu wenig auf die augenblickliche politische Lage bezogen. Wilhelm von Humboldt [38]) und Körner [39]) äußerten sich Schiller gegenüber in diesem Sinne. Es scheint aber nicht, daß dieser mit Goethe über die Schrift und das darin angeschnittene Problem gesprochen hätte. Der Briefwechsel zwischen beiden gibt jedenfalls keinerlei Anhalts-

---

[34]) I. 34. 1 226. S. auch IV. 11. 89

[35]) I. 34. 1 257

[36]) Bied. I. 261

[37]) I. 40. 348.

[38]) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, Stuttgart 1876. S. 192 (30. Okt. 1795).

[39]) Schillers Briefwechsel mit Körner, hg. v. K. Goedeke, 2. T. Leipzig 1874, S. 172 (18. 12. 1795).

punkte dafür.[40]) Es ist ja auch weiter nicht verwunderlich, da Schiller hinreichend um Goethes Abneigung gegen Kants Moralismus wußte. Friedrich Paulsen weist in seinem Aufsatz „Goethes ethische Anschauungen" darauf hin, wie dieser Gegensatz auch schon in ihrer verschiedenen Stellung zur französischen Revolution Ausdruck findet.[41]) Er fährt dann fort: „Goethe lehnte es ab, politische Dinge bloß aus dem Gesichtspunkt der Moral zu beurtheilen. Er hatte lange genug in der großen Welt gelebt, um dem Glauben an die vollkommene Moralisierung des Staats, an seine neue Geburt nach den Prinzipien des Naturrechts mit einigem Skeptizismus gegenüber zu stehen; der Reineke Fuchs, der nach der Rückkehr aus der Campagne im Herbst 1792 entstand, erzählt manches von Goethes politischem Glauben und Unglauben. Vor allem steht ihm fest, in der Welt, wie sie ist, herrscht die Macht und alle Macht geht zuerst auf Selbsterhaltung; eine Macht, die nichts als die Verwirklichung des Rechts will, hat es nie gegeben und wird es nie geben. . . . Macht wird nur durch Macht verdrängt, die neue Macht aber folgt wie die alte dem Naturgesetz der Macht."

1796-97 nahm Goethe zu dem Problem in zwei schlagenden Distichen in den „Vier Jahreszeiten" Stellung.

„Bald, es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht."

aber

„Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg." [42])

Ob sie Goethes Antwort auf den „Ewigen Frieden" darstellen sollen? Die Möglichkeit ist wohl vorhanden, denn sicherlich wird Goethe von der Schrift gehört haben. Seine Auffassung dieser akuten Fragen bringen sie jedenfalls klar zum Ausdruck. Es kann nicht die Aufgabe sein, im Zusammenhang dieser Arbeit eingehend zu untersuchen,

---

[40]) Es war auch sonst nicht möglich festzustellen, daß Goethe später noch die Schrift bekannt geworden wäre.

[41]) S. 19

[42]) I. 1. 356

inwieweit Goethe in seinen politischen Anschauungen im Gegensatz zu der Kantschen Philosophie steht. Allein schon der Ausgangspunkt z. B. in Kants Betrachtungen im „Ewigen Frieden", „von der in der menschlichen Natur eingewurzelten Bösartigkeit", bildet für Goethes Auffassung der Menschen und ihres Verhältnisses zur Welt und zu Gott eine Unmöglichkeit.

Wenn im folgenden die weitgehende Übereinstimmung zwischen Goethe und Spinoza in ihren politischen Ansichten aufgezeigt wird, so muß man sich immer wieder vor Augen halten, daß Goethe — so sehr er auch der Philosophie von Spinoza zuneigte und ihre Wichtigkeit für sein Denken selbst zugab — in dieser doch oft nur die Bestätigung oder Bekräftigung für das fand, was in seiner eigenen Natur und seinem philosophischen Denken lag. Das gilt auch für beider politische Überzeugungen.

Es soll zunächst nur gezeigt werden, daß die Ähnlichkeit zwischen ihren Anschauungen auf diesem Gebiet ganz erstaunlich groß ist. In zweiter Linie wird dann erst der Frage, ob vielleicht eine unmittelbare Einwirkung von Spinoza auf Goethe vorliegt, nachgegangen.

Spinoza geht in seinem „Tractatus Politicus" vom Jahre 1677, in dem er sich mit tief eindringender Verstandesschärfe und ernster Strenge über den Krieg ausspricht, von dem Grundsatz aus, jedes Wesen habe von Natur soviel Recht, als es Macht habe, von Natur zu bestehen und zu wirken.[43]) In den folgenden Paragraphen leitet er aus der menschlichen Natur, den menschlichen Leidenschaften, dem menschlichen Selbsterhaltungstrieb (entsprechend seiner Ethik) die Ursachen aller Zwistigkeiten ab (ein Gedanke, den auch Goethe durchaus vertrat, so z. B Bied. III.75) und zieht die weiteren Folgerungen auf das Leben, auf das Zusammensein in der Gemeinschaft, im Staate. So heißt es im Kapitel II § 3[44]): „. . . Die Menschen werden mehr von den blinden Begierden, als von der Vernunft geleitet."

---

[43]) Tractatus Politicus, Kapitel II, § 3

[44]) Spinoza, Tractatus Politicus vom Jahre 1677, deutsche Übersetzung von Kirchmann, Berlin 1871

und im Kapitel II, § 12: „denn wer die Macht hat sein Wort zu brechen, hat in Wahrheit sein Recht nicht vergeben, sondern nur Worte gewechselt.“ Sodann behauptet er auch, „daß es im Naturzustande keine Sünde gibt, oder wenn Jemand sündigt, so sündigt er gegen sich und nicht gegen andere.“

Diese Anschauungen und gewonnenen Erkenntnisse gelangen nun im III. Kapitel in konsequenter Anwendung auf die Staaten und ihr Verhältnis zu einander zur Darstellung, In § 12 heißt es: „Der Staat ist . . . insoweit sein eigener Herr, als er sich raten und gegen fremde Unterdrückung schützen kann . . .“ § 13 „Staaten sind Feinde von Natur, wenn also ein Staat den andern bekriegen und das Äußerste gegen ihn in Anwendung bringen will, um ihn sich zu unterwerfen, so steht ihm dies nach dem Naturrecht frei, da zu dem Kriegführen der Wille genügt . . .“. § 14 „Dieses (Friedens-) Bündnis besteht solange als die Ursache, welche dessen Abschluß veranlaßt hat, nämlich die Furcht vor Schaden oder die Hoffnung auf einen Vorteil. Ist aber Eines oder das Andere für den einen Staat fortgefallen, so bleibt er selbständig und das Band, was die Staaten umschlang, ist von selbst gelöst. Deshalb hat jeder Staat das volle Recht, das Bündnis aufzulösen, wenn es ihm beliebt, und man kann ihm keinen Betrug und keine Untreue vorwerfen, wenn er sein Wort nicht hält, sobald die Ursache zur Furcht oder zur Hoffnung beseitigt ist . . . “. „ . . . Wenn mithin ein Staat sich über Betrug beklagt, so hat er nicht den andern Staat der Treulosigkeit, sondern sich selbst der Torheit anzuklagen, daß er sein Heil einem Andern anvertraute, der selbständig ist und dem sein eignes Wohl als höchstes Gesetz gilt.“

Im folgenden kommt Spinoza auf den dauerhaften Wert eines zwischen vielen Nationen geschlossenen Friedens zu sprechen, der für ihn natürlich nur äußerst gering ist. Dann heißt es noch in Kapitel VI, § 35: „Krieg darf nur des Friedens wegen geführt werden. Nach Beendigung des Krieges sollen die Waffen niedergelegt werden.“

Dazu fügen sich nun zum Vergleich die folgenden, verschiedenen Zeitabschnitten entstammenden Äußerungen Goethes, aus genau der gleichen Lebensanschauung entspringend. An Stelle der philosophisch-systematischen Darlegungen Spinozas tritt die praktische Anwendung auf akute Fragen der Politik bei Goethe.

So berichtet der Kanzler von Müller über eine Unterredung am 1. Januar 1832 :„Als ich das Verbot von Raumers Untergang Polens rügte, verteidigte er es lebhaft. Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: Kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben; die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen; sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Russland und Oesterreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde."[45])

Ein andermal heißt es: „Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an.[46]) In dem „Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen" (1790—95) sagt Goethe: „Wenn man ein Land zu erobern gedenkt, so nimmt man keinen Anstand Truppen marschiren zu lassen"[47]). Zu dem letzten Satz von Spinoza sei noch eine Stelle aus einem Brief an den Herzog Karl August v. 6. Februar 1790 in Parallele gesetzt, in der Goethe als den eigentlichen Zweck des Krieges den Frieden bezeichnet und daraus seine weiteren Folgerungen zieht.[48])

Es darf nicht wundernehmen, daß Goethe mit solchen Anschauungen über den Krieg und seine Rolle im Leben bei seinen vielfach noch aufklärerisch gesonnenen Zeitgenossen

---

[45]) Bied. IV. 425
[46]) Bied. III. 422
[47]) I. 42_3. 18
[48]) IV. 9. 175

auf starken Widerspruch und heftige Ablehnung stieß. Er ließ sich aber nie nehmen, das auszusprechen, was er als richtig erkannt hatte.[49])

Liegt nun die Möglichkeit vor, daß Goethe etwa den Tractatus Politicus kennen gelernt hätte und so ein unmittelbarer Einfluß Spinozas auf Goethes politische Anschauung festzustellen wäre? Goethe, der sich zeitlebens viel mit Spinoza beschäftigte, kannte jedenfalls neben dessen Ethik auch noch andere seiner Schriften, die nicht ohne Einfluß auf seine Auffassungswelt blieben, wie er es selbst zugesteht.[50]) So liegt es durchaus im Bereich des Möglichen, daß Goethe auch der Tractatus Politicus bekannt war. Ein einwandfreier Nachweis der Lektüre des Tractatus Politicus ist freilich nicht möglich (etwa auf Grund von Notizen in in Briefen oder Tagebüchern usw.) — also auch nicht über den genauen Zeitpunkt, von dem an sich vielleicht ein ganz unmittelbarer Einfluß Spinozas auf politischem Gebiete geltend machen würde. Erschlossen werden kann ein solcher wohl kaum schon für die erste Zeit der eingehenderen Spinozakenntnis Goethes (1773—74), da nur das „Durchblättern" der ‚Nachgelassenen Werke' von Spinoza, zu denen auch der Tractatus Politicus gehört, erwähnt wird [51]), sich aber keinerlei sonstiges Zeugnis findet. Der Dichter befaßte sich damals wohl vor allem mit der Ethik, deren Gehalt und Art am meistem mit seinem eigenen Denken übereinkam, wie er später noch dartat.[52] Eine klare Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse auf die ihn damals kaum interessierende Politik ist mehr als unwahrscheinlich. Auch die etwas unklare Stelle in einem Briefe an Lavater und Pfenninger v. 26. April 1774 scheint dafür zu sprechen, wenn es dort heißt: „Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder

---

[49]) Bied. III. 60

[50]) IV. 7. 63. (u. I. 29, 11 und vielleicht Bied. I. 35)

[51]) I. 29. 9, in Dichtung und Wahrheit und vielleicht Bied. I. 35

[52]) IV. 7. 110 und I. 28. 288

Machiavell.[53]) (Hier kann wohl kaum schon versucht werden eine Beziehung wie auf S. 37/38 herzustellen).

Eher kann auf eine erste Bekanntschaft unseres Dichters mit dem Tractatus Politicus in der Zeit eifrigster Spinozastudien 1784-86 geschlossen werden, in der er verschiedene Spinozaausgaben benutzte.[54])

Erstens besaß Goethe ihn damals schon selber in der Spinoza-Ausgabe von 1677.[55])

Zweitens hat ihn höchst wahrscheinlich der damalige heftige Spinozastreit in Deutschland angeregt, außer der Ethik noch andere Schriften dieses von ihm hochgeschätzten Philosophen zu studieren.

Drittens kommt die schon erwähnte Briefstelle hinzu.[56])

Es kann weiterhin als sehr wahrscheinlich angenommen werden, daß Goethe dann in den Zeiten eifrigster Spinozalektüre 1809/11/13 auch diese Schrift von Spinoza las oder wieder las[57]) besonders da er z. B. einmal den Tractatus theologico-politicus namentlich anführt.[58]) Ein unmittelbarer Einfluß Spinozas auf Goethes politische Anschauung besteht also vielleicht seit Ende der 80er Jahre und wäre dann bestimmend geblieben für die ganze Folgezeit bis zu Goethes Lebensende, denn für diesen Zeitraum läßt sich die weitgehende Übereinstimmung zwischen Goethe und Spinoza nachweisen (s. die Gegenüberstellung). Selbstverständlich könnte die Übereinstimmung in ihren Ansichten über

---

[53]) IV. 2. 156. Siehe dazu Hering, S. 16, der diese Stelle aus Goethes gemutmaßter Kenntnis des tract. theol.-pol. zu erklären versucht.

[54]) IV. 6. 392

[55]) Unter den Spinoza-Ausgaben in Goethes philosophischer Bibliothek kommt nur diese in Frage. Das Buch ist ein Ganzlederband und hat beschnittene Seiten. Freilich lassen sich keine Anzeichen dafür finden, daß Goethe in diesem Exemplar den Aufsatz, der unmittelbar der Ethik folgt, gelesen hat (S. 267—354). Die Jenaer Ausgabe von Paulus aus dem Jahre 1802/03 scheidet für diese Untersuchung von vornherein aus, da der zweite Band, der sich auf den Seiten 301 – 410 den Tractatus Politicus enthält, broschiert ist und diese Seiten nicht aufgeschnitten sind. Die vorstehenden Angaben erhielt ich im Auftrage von Herrn Professor H. Wahl dankenswerter Weise von Herrn Freiherrn von Maltzahn.

[56]) IV. 7. 63 und vielleicht III. 1. 290/15

[57]) III. 3. 250; III. 4. 21. 22. 242; I. 36. 72; III. 5. 72. 75. 77

[58]) IV. 26. 278.

den Krieg auch etwa auf der Übereinstimmung in ihren sonstigen philosophischen Anschauungen beruhen. Goethe neigte bekanntlich am meisten zu der Spinozistischen Philosophie, die ihm wesensgemäß war. Freilich muß hier nochmals die Einschränkung auf Seite 32 betont werden. Da die Frage eines unmittelbaren Einflusses des Tractatus Politicus auf Goethe noch nicht vollkommen beantwortet werden kann, soll hier nur zur weiteren Klärung auf sie hingewiesen sein. [59])

Es sei aber noch auf einen besonderen Umstand die Aufmerksamkeit gelenkt, der geeignet erscheint, die gesamten bisherigen Darlegungen aufs beste zu stützen. Unter Goethes Maximen und Reflexionen findet sich die folgende:

„Alles Spinozistische in der poetischen Production wird in der Reflexion Machiavellismus“ [59])

Dieser dunkle Ausspruch Goethes v. 30. Juli 1807 [60]) hat bislang die verschiedenste Auslegung gefunden, besonders da hinter die eine handschriftliche Fassung in Klammern das rätselvolle Wort „verrucht“ gesetzt ist.[61]) Petsch schreibt zusammenfassend zu den verschiedenen Erklärungen: „Entweder müssen wir (mit Hecker) an die Leugnung jedes Selbstwertes der Einzeldinge durch Spinoza denken, der die Aufopferung aller einzelnen Wesen und Strebungen an den Staat bei Machiavelli entsprechen würde (aber warum dann ruchlos?), oder Goethe denkt an Spinozas Leugnung eines persönlichen Gottes, die er sich dichterisch wohl gefallen läßt, sittlich aber für bedenklich hält. Die Gefahr der Übertragung dichterischer Anschauungen in das Leben und eine gewisse „Verruchtheit“ (d.h. moralische Rücksichtslosigkeit) des Dichters hat Goethe stets anerkannt“. Diese beiden Erklärungen sollen im folgenden durch eine andersartige, einfachere ersetzt werden.

Spinozas philosophische Weltanschauung wirkt in doppelter Richtung. Einerseits kündet sie sich in poetischen Pro-

[59]) I. 42_2. 153

[60]) III. 3. 250

[61]) Siehe dazu M. Hecker, Goethes Max. u. Reflex., Schriften der Goethe-Ges. 21. Bd. Weimar 1907 u. R. Petsch Goethes Werke, Festausg. 14. Bd. Anm. S. 470.

duktionen, sie gewinnt aber andererseits in direkter Anwendung und Übertragung auf das Leben, in nachdenklicher Reflexion auch größten Einfluß auf die politischen Anschauungen und gibt sich in ihnen notwendig als reiner Machiavellismus kund, der aber von einem höheren sittlichen Gesichtspunkt aus betrachtet – sogar als verrucht bezeichnet werden kann oder muß.

Diese Auslegung des Goetheschen Spruches zeigt, daß Goethe klar beurteilt, in welcher Art sich die Anwendung der Spinozistischen Philosophie auf das politische Leben auswirkt, und daß er demnach also höchstwahrscheinlich die politische Schrift von Spinoza, den Tractatus Politicus, gekannt hat. Als zu gewagt muß es freilich erscheinen, die Gedankengänge dieser Maxime auf Goethe selbst anzuwenden, als ob er so den unterschiedlichen Einfluß der Spinozistischen Philosophie auf sein Dichten und Denken hätte deuten wolle. (Immerhin bleibt bestehen, daß seine eigene politische Ansicht dem Machiavellismus Spinozas durchaus nicht allzu fern stand.[62])

In den gegensätzlichen philosophischen und politischen Ideen von Kant und Spinoza dürfte auch der Unterschied zwischen der Schillerschen und Goetheschen Auffassung vom Kriege beruhen. Die Einstellung Schillers kann hier nur kurz gestreift werden, um durch sie diejenige Goethes noch schärfer herauszuarbeiten. Für Schiller ist der Krieg der gewaltige „Beweger des Menschenschicksals", im Mittelpunkt alles Geschehens stehend. Eigentümlich bleibt für Schiller die moralistisch-pathetische Wertbetonung: so verherrlicht er den Krieg im Wallenstein, oder er verdammt ihn im Tell und schließlich wägt er die beiden Güter Krieg und Frieden gegeneinander ab in der Braut von Messina – „alles auf Grund der Kriegsauffassung der Humanität.[63])

Demgegenüber faßt Goethe den Krieg, besonders wohl weil er ihn aus eigenster Erfahrung kennt, viel sachlicher

[62]) In diesem Zusammenhange sei auch noch darauf verwiesen, daß es interessant sein dürfte, außer den Anschauungen Goethes und Spinozas über den Krieg darüberhinaus ihre gesamte Staatsauffassung und ihr eigenes Verhalten zur Politik einer Untersuchung zu unterziehen. Es scheinen sich ganz überraschende Übereinstimmungen zu ergeben, soweit ein kurzer Einblick ein Urteil gestattet.

[63]) M. Scherrer, S. 394

auf. Für sich persönlich lehnt er den Krieg mit allen seinen Auswirkungen freilich auf das schärfste ab, aber seine geschichtliche und philosophische Erkenntnis läßt ihn denselben tief im menschlichen Wesen begründet finden. So bedauerlich der Krieg sein mag, so unabänderlich herrscht er auch vor in dieser Welt. Die Menschen tun am besten daran, ihn schicksalsgemäß über sich ergehen zu lassen;[64]) die Staaten aber haben mit ihm als einem politischen Faktor ersten Ranges zu rechnen, zu dessen richtiger Anwendung sie zu ihrem Nutzen gezwungen sind. Der eigene Vorteil eines jeden Staates bildet das oberste Gesetz seines Handelns. Goethe vermeidet es stets, irgend ein Werturteil zu fällen.

Goethes und Schillers Auffassungen des Krieges vereinigen sich aber in einem Punkt und stimmen mit einander überein. Oskar Walzel zeigt, ausgehend von Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe", daß auch diesem die Tat des Geistes wertvoller als die Tat des Krieges und der Helden ist.[65]) „Was im Weltreich des Geistes sich vollzieht, wichtiger als die politische, die Leistung für den Staat. Das ist Stimmung der Zeit des Klassizismus. Das entspricht einem Lebensgefühl, dem der Staat nur die Entwicklung der großen Persönlichkeit zu hemmen schien und das daher die Grenzen der Wirksamkeit des Staates einzuengen sich befliß." —

Fast zu der nämlichen Zeit wie Kant ergriff auch Herder die Idee des ewigen Friedens und vertrat sie vor allem in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" (zweite Hälfte) und in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (dritter Teil). Die Geister waren um die Wende des 17. u. 18. Jahrhunderts von dem Humanitätsideal erfüllt, das am eifrigsten von Herder gepredigt wurde.

---

[64]) Zahme Xenien, 1795
Es mag sich Feindliches eräugnen,
Du bleibe ruhig, bleibe stumm; (I. 3. 284).
„Gib eine Norm zur Bürger-Führung!"
Hienieden, Im Frieden
Kehre Jeder vor seiner Thüre;
Bekriegt, Besiegt,
Vertrage man sich mit der Einquartierung. (I. 3. 259)
s. auch Bied. I. 453.

[65]) Siehe dazu noch E. Cassirer, Freiheit und Form. Berlin 1920. S. 475.

Auch Goethe entzog sich durchaus nicht dieser ihm wesensverwandten Geistesrichtung mit dem Ziel der Heranbildung edelsten Menschentums. Für ihn bedeutete Humanität das in Taten umgesetzte Bewußtsein des inneren lebendigen Gefühls, „worin alle gutartigen Menschen übereinkommen". Aber es mag auch wieder bezeichnend scheinen, daß er nicht ohne weiteres alle Humanitätsschwärmereien guthieß. So beurteilt er sarkastisch von Italien aus das übereifrige Streben Herders: „Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde."[66]) Diese frühzeitige Ablehnung einer übertriebenen Menschheitsschwärmerei ist vielleicht kennzeichnend dafür, wie sehr schon Goethe die Aufklärung überwunden hat, wenn man mit Korff[67]) in dem Humanitätsideal das leuchtende Symbol dieser Weltanschauung sieht.

Kurz verwiesen sei aber noch darauf, daß Goethe der von Rousseau beeinflußten Herderschen Geschichtsphilosophie durchaus freundlich und innerlich teilnehmend gegenüberstand. Denn hier empfand er lebendige Einfühlung und inneres Erleben der Geschichte, in deren unendlicher Vielgestaltigkeit das Ewiggleiche des Menschentums gesucht und erkannt wird Das paßt ganz zu der Art seines eigenen gegenständlichen Erkennens der Welt (s. S. 17). Es entsprach auch der Anschauung Goethes, alle historischen Erscheinungen als räumlich zeitlich bedingte Ausformungen lebendiger Kräfte, die Geschichte der Völker als eine organische Entwicklung und ihre historischen Leistungen als die natürlichen Symbole ihres individuellen Wesens aufzufassen."[68])

---

[66]) l. 31. 253
[67]) Korff, Geist der Goethezeit, S. 19
[68]) „ „ „ „ S. 79

Nachdem so die Stellung Goethes zum Kriege in der Epoche der Revolutionskämpfe dargelegt worden ist, wie sie aus eigenem Erleben und gewonnener Weltanschauung sich geformt hat, soll jetzt noch die Auswirkung der neuen Auffassung in seiner Dichtung dieses Zeitabschnittes verfolgt werden. Warum diese sich sachlich gibt, geben muß — im Gegensatz zu der pathetischen Art Schillers — ist schon gesagt. Wichtig vor allem wird, daß in der Folgezeit fast aus keiner einzigen Dichtung mehr der Krieg gänzlich schwindet. Der Krieg, erkannt als wichtige Mitgift des Menschengeschlechtes, spielt nun immer eine Rolle, wenn auch oft nur ganz im Hintergrunde als störendes und hemmendes Moment. Selten freilich wird er in seiner ganzen vielfältigen Problematik herausgestellt und beleuchtet. Zu der Aufführung von Goldonis Schauspiel „Krieg" schreibt Goethe 1793 einen leicht dahineilenden Prolog. Dieser zeigt, wie sehr dem Dichter die lustspielartige Auffassung des Themas zusagt.

„ . . . Zwar werdet ihr von tiefer Politik Warum die Menschen Kriege führen, was Der letzte Zweck von allen Schlachten sei, Fürwahr in unserm Lustspiel wenig hören . . . "

aber desto mehr von Leichtsinn und Liebe im freien Lagerleben. Er schließt mit einem Lob der Sicherheit und mit einem Preis des noch auf dem Kriegsschauplatz weilenden Herzogs.

Der Krieg durchzieht in der Ferne seine Revolutionsdichtungen, spielt hinein in die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", bildet den Hauptinhalt der Achilleis, wirkt im Hintergrund der „Lehrjahre". Immer stärker wird gleichzeitig Goethes Neigung, Bilder, Gleichnisse aus dem Kriegsleben anzuwenden. So vor allem in dem letztgenannten Werk.[69])

Auch in einigen Zahmen Xenien klingt der Geist der damaligen unruhigen Tage nach. Meist schlägt Goethe einen leicht spöttischen, überlegenen Ton an. So in:

„Ich zieh' in's Feld!
Wie machts der Held?"

---

[69]) I. 21. 285 z. B.

Vor der Schlacht hochherzig,
Ist sie gewonnen barmherzig,
Mit hübschen Kindern liebherzig;
Wär' ich Soldat
Das wär' mein Rath.
(I. 3. 259).

Und so noch in zahlreichen anderen (s. S. 39).

Gigantisch erscheint ihm der Kampf zwischen England und Frankreich:

„Zweie seh' ich! Den Großen! Ich seh' den Größern! Die beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den andern sich auf.
Hier ist Felsen und Land, und dort sind Felsen und Wellen!
Welcher der Größere sei, redet der Parze nur aus."
(Weissagungen des Bakis 1797-1800.[70])

Wichtig greift der Krieg vor allem in unserem wertvollsten Dokument aus der Blütezeit des deutschen Humanitätsideals, in dem Epos „Hermann und Dorothea" ein. Goethe flüchtet sich in „Hermann und Dorothea" aus der rauhen Wirklichkeit in das hehre Reich der Kunst und formt aus dem neuen Lebensgefühl dieser Geistesrichtung das neue Menschheitsideal. Die Züge der Flüchtlinge, ihre Erzählungen führen uns die Schrecken des „allverderblichen Kriegs" vor Augen ganz so, wie Goethe sie selbst miterlebt hatte. Mannhaft ist Hermann bereit die Brust dem Feinde für das beste Gut des Daseins zu bieten,

„Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens".[71])

Zusammenfassend läßt sich also für die Zeit der Revolutionskriege feststellen:

Goethe ging aus persönlichen Gründen ungern ins Feld, Die dortigen Eindrücke konnten nur seinen Wunsch steigern, sich bald wieder in Ruhe seinen Studien und der Kunst

---

[70]) I. 1. 336
[71]) I. 50. 267

hingeben zu können. Seine persönliche Abneigung gegen alles Kriegsgeschehen wurde allmählich immer größer. Über den Krieg selbst gewann er 1792 vertiefte Einsicht in manch einer Beziehung. So erscheint ihm derselbe tief im menschlichen Wesen begründet und waltet als bedeutungsvolles, unerbittlich hartes Element im menschlichen Dasein. Eine entsprechend wichtige Stellung räumte Goethe ihm auch in seinen Dichtungen der Folgezeit ein. Kennzeichnend ist seine sachliche Darstellung im Gegensatz zu der pathetischen Auffassung Schillers. Dieser Gegensatz dürfte in ihren verschiedenen Weltauffassungen begründet sein.

Den Vorschlag Kants „Zum ewigen Frieden" dürfte Goethe nur durch Hörensagen gekannt haben. Er hätte ihm sicherlich auch bei eingehendem Studium fremd und ablehnend gegenübergestanden auf Grund seiner ganz anders gearteten Weltanschauung. Diese berührt sich in politischen Dingen sehr stark mit der von Spinoza. Die auffallende Übereinstimmung ihrer Auffassungen über den Krieg läßt vielleicht sogar die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß ein direkter Einfluß des Tractatus Politikus vorliegt.

---

e. Goethes Beurteilung des Krieges während der Napoleonischen Zeit.

Die bisher dargestellte Berührung Goethes mit dem Kriege erscheint nur als ein Vorspiel zu den unmittelbar miterlebten Kriegsereignissen in den folgenden Jahren Napoleonischer Eroberungspolitik. Entsprechend stark steigert sich auch Goethes innere Auseinandersetzung mit dem Problem Krieg und Frieden.

Die Ereignisse des Jahres 1805 interessierten Goethe noch nicht allzu sehr. Dafür spielten sich diese Begebenheiten in zu großer Ferne ab, und die Sicherheit des thüringischen Kleinstaates schien durch sie nicht gefährdet zu sein. Als die Bedrohung mit den Schrecken des Krieges aber im folgenden Jahre eintrat, hatte Goethe mit größter Sorge die politische Entwicklung verfolgt. Er erkannte zu gut die innere Schwäche des preußischen Heeres und die von der preußischen

Oberleitung begangenen strategischen Fehler, sodaß er nur äußerst sorgenvoll und düster der Entscheidung entgegensah.[1]) So kam ihm die Niederlage der Preußen, für die er wenig genug übrig hatte, nicht allzu unerwartet. Er verlebte einige gefahrvolle Tage, wurde von einigen angetrunkenen Marodeuren bedroht und wünschte sich unter dem ersten Eindruck der Schrecken mit Tränen in den Augen möglichst weit weg.[2]) Die Sehnsucht nach dem friedlichen Italien erwachte wieder verstärkt in ihm.[3]) Bald aber hatte er sich in die Verhältnisse gefunden. Zehn Tage nach dem 14. Oktober widmete er sich schon wieder seinen literarischen Arbeiten. Die Zeitereignisse traten für ihn immer mehr in den Hintergrund des Interesses, nur am 13. Dez. 1806 bekannte er noch: „ Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes, zu ernähren." [4])

Er suchte sich so viel wie möglich vor den unangenehmen Folgen des Krieges zu schützen. M. Andler weist in seiner Arbeit „Goethe de 1800 à 1832" darauf hin, daß Goethe 1806 die Loge Amalie in Weimar nur wieder einrichtete, weil eine freimaurerische Loge einen Schutz für eine Stadt in jenen fortwährenden Kriegszeiten bedeutete, da viele Offiziere der französischen Armee Freimaurer waren und die freimaurerischen Würdenträger fremder Logen achteten.

Goethes Stellung zum Kriege war von 1806 an bis zu seinem Lebensende vor allem durch die überragende Gestalt Napoleons und dessen gewaltiger Taten bestimmt. Dieser – als der erfolgreiche Überwinder der Revolution – gab ihm wie kein zweiter Mensch zu denken und bildete für Goethes Weltanschauung einen zwingenden Beweis.[5]) Er stellte für ihn „die höchste Erscheinung, die in der Ge-

---

[1]) Bied. I. 447/48

[2]) Bied. I. 451

[3]) Gegen den Falkschen Bericht (Bied. I. 527) über Goethes Haltung in der Zeit nach dem Zusammenbruch wurden von E. Schmidt schwerwiegendste Bedenken erhoben.

[4]) Bied. I. 465

[5]) Bied. III. 491; Fischer, S. 159

schichte möglich war", dar.[6]) Goethe sah geradezu die Aufgabe des Kaisers darin die in Egoismus versunkene Welt wieder uneigennützig zu machen.[7]) Er steigerte ihn fast ins Gigantische. Sein ständiges Siegen ist ihm „das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht." Die Produktivität seiner Taten stellt er den eigenen gleich, wenn nicht sogar noch höher.[8]) Bedeutende Menschen von solcher Größe treten aus der Moralität heraus, deren Maßstab auch sonst für die Weltgeschichte selten hinreicht.[9]) Die Erfurter Unterredung von 1808 nimmt Goethe noch mehr für den Kaiser ein. Er sieht in ihm nicht den Eroberer, sondern den Träger einer hohen Kulturaufgabe. Goethe versteigt sich sogar in seinem Lob soweit, daß er an Reinhard schreibt: „Unter einem solchen Heerführer wer möchte da nicht streiten und wenn es auch mit Aufopferung und Unbequemlichkeit geschähe." [10]) Seinem Genie fühlt er sich im letzten Grund wesensverwandt.[11])

Fischer sagt zutreffend für diese Zeit, [12]) „daß jegliche Beschäftigung mit politischen Dingen nur Nebensache in Goethes Leben und Wirken war." Goethe hat selbst sein Verhalten in dieser Beziehung so treffend und unzweideutig charakterisiert, daß langes Suchen und Deuten als höchst überflüssig erscheinen muß. Für ihn waren nur „Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung." Nur aus dieser Haltung heraus kann auch Goethes Verhältnis zur Politik, zum Kriege erklärt und verstanden werden. Staatliche Grenzen und das sogenannte historische Recht besaßen für ihn keinerlei Geltung. Seine nüchtern-sachliche Weltbetrachtung wies ihn immer auf die Seite derjenigen Macht, die für die Kultur die wirkungsvollsten Sicherheiten bot durch Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung und Gewährleistung des

---

[6]) IV. 19. 258

[7]) Riemer, II, 699

[8]) Bied. III. 491 ff.

[9]) IV. 21. 361 ff.

[10]) IV. 20. 230

[11]) Fischer arbeitet in seinem Buch ‚Goethe und Napoleon' dieses Uebereinstimmen vor allem auch in politischen Anschauungen gut heraus.

[12]) Fischer, S. 83

Friedens. Den Patriotismus lehnte er ganz ausdrücklich als etwas „Ueberlebtes“ ab, und immer wieder bezeichnete er einen niedrigen Rassen- und Nationalitätenhass als schlimmen Kulturfeind. Diese Gedanken waren für die damalige Zeit ebenso neu wie ungewöhnlich, und sie sollten erst im 20. Jahrhundert wieder größere Bedeutung erlangen. Kurze Zeit nach der Schlacht bei Jena urteilte er über den Patriotismus: [13]) „Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. . . Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von anderen Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; . . . wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten . . . der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst, führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann.“

Weiterhin muß auch beachtet werden, daß die Napoleonischen Kriege in hervorragendem Maße der allgemeinen Förderung der Kultur dienten. Denn „niemals zuvor strömte die Elite auch deutscher Bildung so mächtig nach Paris; auch Gegner des Eroberers, selbst nachmalige Freiheitssänger fanden sich ein; Deutsche, wie Goethes Freund Reinhard, wie Johannes Muller . . . stiegen in französischen Diensten zu hohen Aemtern empor. Alexander Humboldt lebte hochgeehrt in Paris. Im Gefolge des Krieges kamen französische Beamte und Gelehrte nach Deutschland; auch die Stael, die berühmte „Vermittlerin“, gelangte nur infolge der politischen Ereignisse zu ihrer Rolle; Kunst, Wissenschaft, Gesetzgebung und vieles andere mehr hatten freien Lauf.

Auf dem Gebiet der Kultur stand Deutschland hoch und geachtet wie nie zuvor und brachte beim Austausch die kostbarsten Schätze dar. Das war Goethes Stolz, und daß

---

[13]) Bied. I. 456

der politisch übermächtige Gegner genötigt war dieses Deutschland anzuerkennen und zu ehren, das war sein Patriotismus. Unrecht und Unterdrückung ließen sich freilich nicht ganz übersehen; aber der Dichter und Philosoph behielt vor allem die großen und vielversprechenden Ziele im Auge."[14])

Den kriegerischen und politischen Ereignissen stand Goethe kühl und ablehnend gegenüber.[15]) So sagt er selbst am 1. Januar 1807, daß mancher meinen könne, die Erschütterung der Staaten und Völker geböten andere Sorgen als kritische Betrachtungen über Kunstwerke anzustellen: „ Allein je unruhiger die Umstände von aussen sind, desto wohlthuender mag es eben darum für viele sein, sich an dem ewigen Frieden der Künste einen Augenblick zu ergötzen."[16]) Sein bester Trost in allen Kriegswirren ist, „daß nichts in der Welt beständiger ist, als frühe, auf Wissenschaft und Kunst und gründliche Thätigkeit gegründete Verhältnisse"[17]). Seit Goethe selbst vom Kriege stärker betroffen und durch ihn in seiner stillen Tätigkeit gestört wurde nahm auch seine persönliche Ablehnung zu. Wenn er nun in ihm vor allem ein zerstörendes Element der Geschichte sah, nie ging er so weit, sich der Erkenntnis seiner Bedeutung im menschlichen Dasein ganz zu entziehen.

In seinen Dichtungen der Napoleonischen Epoche nimmt der Krieg einen breiten Raum ein. Frische, begeisterte Kriegslieder darf man von ihm freilich nicht erwarten. Seine wenigen Versuche in dieser Art sind leichte Parodien auf die trübe Gegenwart. Sein Lied: „vanitas! vanitatum vanitas!" aus dem Jahre 1806 trug ihm die jahrelang andauernde Feindschaft Wielands ein, so tief hatte diesen der Galgenhumor des „Nun hab' ich mein Sach' auf nichts gestellt— juchhe!" verletzt. „Man darf die beißende Grundstimmung die nichts mehr zu hoffen wagt, sich nur in das Unabän-

---

[14]) Fischer, S. 87/88

[15]) IV. 19. 335. Wenn auch nicht so kleinlich wie die Bürger im Faust I, wie oft behauptet wird.

[16]) I. 48. 132

[17]) IV. 19. 227

derliche ergibt, nicht verkennen und deshalb das Lied nicht als Zynismus empfinden."[18]) In den Wahlverwandtschaften erscheint der Krieg trotz großer räumlicher und zeitlicher Unbestimmtheit als ein höchst wichtiger Faktor. Er verbindet die öffentlichen und allgemeinen Ereignisse mit den rein privaten.

In seinem „Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. Sept. 1807" stellt Goethe allegorisch den Gegensatz Frieden und Krieg deutlich umrissen heraus. Noch einmal ziehen die Schrecken der Kriegstage vorüber. Das Ganze endigt in einem frohen Lob, im festen Vertrauen auf den endlich gewährleisteten Frieden. Vor allem aber hatte der sehnlichst erhoffte Friedensabschluß von Tilsit Goethe zu einem Festspiel: „Pandorens Wiederkunft" veranlaßt, später kurz nur „Pandora" genannt. Scharf sind die ge trennten Welten eines Prometheus und Epimetheus einander gegenübergestellt als sinnbildliche Darstellungen von Krieg und Frieden.[19]) Prometheus befiehlt gleich zu Anfang seinen Schmieden nur noch Waffen zu fertigen. Seine Kriegsscharen sollen hinziehen und ihm die gesamte Erde unterwerfen. Über die kriegerische Einseitigkeit des Prometheus triumphiert aber schließlich die friedliche Gesinnung des Epimetheus und der Pandora. W. Scherer faßt den Sinn der „Pandora"in seinen „Aufsätzen über Goethe" (S. 268) wie folgt zusammen: „Damals schärfte der große Dichter, Denker und Prophet seinen Deutschen ein, und wir dürfen es als Vermächtnis nehmen für alle Zeit: Das Menschliche ist nicht in promethisch äußerer Kraft und Tüchtigkeit beschlossen, nicht in Arbeit, Gewerbefleiß, Reichtum, kriegerischer Machtentfaltung. Ein Höheres, Geistigeres muß hinzukommen, die Güter, nach denen der beschauliche Mensch verlangt, die ewige, sittliche Schönheit, womit Kunst und Wissenschaft das Leben schmücken."

In den letztgenannten beiden Werken wird von Goethe zum ersten Male die Allegorisierung des Krieges angewandt.

---

[18]) E. Wolff, Goethe-Handbuch, II. Bd. S. 229

[19]) s. entsprechend auch die Goethesche Darlegung in der Geschichte der Farbenlehre. (II. 3. 133)

Der Dichter gibt nur kriegerische Zustände statt kriegerischer Vorgänge, also Bleibendes in bildhafter Form. Das ist kennzeichnend. Denn Goethe, der im Kriege nur das Ewiggleiche erkennt (s. S. 17-18), muß notwendig in dieser Zeit seiner Entwicklung bei dem Zurücktreten seines Gefühls und dem Überwiegen seiner Verstandeskräfte im Vergleich z. B. mit seiner Sturm und Drangepoche zu dieser Art künstlerischen Ausdrucks greifen, bis ihn dann später, wie zu zeigen sein wird, die volle innere Aufnahme des Stoffes zur Symbolisierung drängt und zwingt.

Bei Goethes damaligem Verhältnis zum Kaiser und damit zum Kriege ist es durchaus verständlich, daß er den Willen deutscher Patrioten, Volksaufstände zu entfesseln, aufs schärfste verurteilte. Schon 1809 sagte er von den Deutschen, nachdem er den „wunderschönen" Stil der Fichteschen Reden gelobt hatte, „Brennholz sei recht brav eingeheizt in dieser Zeit, aber es fehle an einem tüchtigen zusammenhaltenden Ofen."[20]) Ein bezeichnendes Geständnis seiner Gesinnung bietet ein Gedicht an die Kaiserin Marie Luise, verfaßt 1812 in Karlsbad, das mit der Zeile schließt: „Der alles wollen kann, will auch den Frieden."[21])

Er glaubte unbedingt an den strategischen Stern Napoleons und daß es seinem Genie vergönnt sei, durch einen Weltstaat unter französischer Vorherrschaft den Frieden für immer zu sichern. Bald genug sollten diese Hoffnungen und Träumereien in der harten Wirklichkeit zuschanden werden.

An einen Erfolg der kriegerischen Erhebung von 1813 konnte und wollte Goethe nicht glauben, trotz der Vernichtung der großen Armee in Rußland. Denn sie bedrohte die drei Güter, die ihm besonders wert waren, seinen Kaiser, die Zukunft aller Kultur und die eigene—sein künstlerisches Schaffen begünstigende—Ruhe. Bei seiner ganzen Auffassung, bei der Lage des damaligen Herzogtums Weimar konnte Goethe der preußischen Bewegung nur gleichgültig, ja ab-

---

[20]) Bied. II, 33
[21]) I. 16. 329

lehnend gegenüberstehen. Den bedrohlichen Verhältnissen in Thüringen entzog er sich. Die ständigen Kriegswirren äußerten auf sein Gemütsleben die nachteiligsten Folgen. So rettete sich Goethe aus der kriegerischen Gegenwart, „weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden.“ [22]) Von Mitte April bis Mitte August 1813 war Goethe auf Reisen; meist hielt er sich in dem friedlichen Teplitz auf, wo sich aber auch alle Welt mit nichts als dem Krieg beschäftigte. Unterwegs wurde er von Freiwilligen [23]), die zur Schlacht von Lützen marschierten, um seinen Segen gebeten. Er wird ihnen auch gerne erteilt, wenn sie glauben, daß er für sie von irgendwelchem Wert sei. [24])

In Dresden erschien er E. M. Arndt [25]) „beklommen und hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen.“ Ihm und Körner fuhr er gleichsam erzürnt in ihre Begeisterung: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“

In Teplitz fühlte er sich sicher wie einer, der vom Felsen dem Schiffbruch ganzer Flotten mit Angst zusieht. Das Unheil jener Tage erscheint ihm „ohne Gränzen.“ [26]) Während des Waffenstillstandes im Juli hoffte er auch gleich auf Frieden —ja, sogar auf den nahen Weltfrieden – aber nur im Stillen „denn laut darf man mit solchen Gesinnungen nicht seyn.“ [27]) In Teplitz hat Goethe die Bemühungen um Waffenstillstand und Frieden aus nächster Nähe miterlebt, und er wünscht sich: „Ich möchte gern dem gigantischen Helden unseres Säkulums, um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradise durchströmen.“ [28]) Als der Riesenkampf der

[22]) IV. 23. 403
[23]) Für sie hatte er im allgemeinen wenig übrig.
[24]) Bied. II. 178 ff.
[25]) Bied. II, 179
[26]) IV. 23. 352, ferner IV. 23. 366, 394, 398
[27]) IV. 23. 384
[28]) Bied. II. 182—185

Übermacht gegen den Einzelnen weiterging, hielt Goethe unentwegt zu seinem Kaiser.

Als ihn im August auf der Rückreise von Teplitz die schadenfrohe Frage traf: „Was sagen Sie nun zu Napoleons Lage?“ antwortete er ruhig: „Er ist wie ein gehetzter Hirsch, das macht ihm aber Spaß.“[29]) Dieses zuversichtliche Vertrauen widerstand sogar dem furchtbaren Schlag von Leipzig. Goethe hielt auch jetzt noch hartnäckig zu seinem Kaiser. Immer noch ist er ihm der „Gewaltige“, von dem er nicht glauben kann, daß er schon endgültig besiegt sei, von dem er vielmehr annimmt, er werde sich bei Erfurt nochmals stemmen, vielleicht noch einmal alle seine Feinde besiegen.[30]) Und als er doch endlich den Sieg der Alliierten anerkennen mußte, geschah es mit Unmut und Widerstreben, ... „Er verhielt sich auffallend kühl und kritisierend dagegen und pries sogar die vielen glänzenden Eigenschaften des Kaisers Napoleon auf eine sehr beredte Weise.“[31]) Kennzeichnend für ihn ist auch seine Haltung während der entscheidenden LeipzigerTage. Er schloß sich von der Umwelt ab, als ob ihn diese bedeutungsvollen Begebenheiten nichts angingen, und widmete sich mit „ernstlichen Studium dem chinesischen Reich“[32]) und begründete das mit den Worten: „Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheuer Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste.“ Außerdem schrieb er damals einen Epilog zu Dyks Trauerspiel „Graf von Essex“, in dem er ahnungsvoll kündet:

„Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.“[33])

Solche dichterische Beschäftigung half ihm „über das Fieber dieser Tage“ hinweg; denn die Kunst - die reine Kunst - war ihm Opium für die damalige Zeit; durch sie suchte er sich in allen folgenden Schrecken so viel wie möglich zu zerstreuen.[34])

---

[29]) Bied. II. 194
[30]) Bied. II. 201
[31]) Bied. II, 204
[32]) I. 36. 85
[33]) I. 13 a, 179
[34]) Bied. II, 204

Bei seiner ganzen Haltung den Zeitereignissen gegenüber konnte Goethe auch den begeisterten Freiheitssängern kein rechtes Verständnis entgegenbringen. Er ging zwar nicht so weit, den Wert und die Bedeutung des Freiheitssanges völlig zu verneinen[35]) Er will „nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert Einiges gewirkt haben," aber dieses Zugeständnis ist weit entfernt von freudiger Anerkennung oder gar Begeisterung. Denn die Wirkungen auch der populärsten und besten jener Lieder waren nach seiner Auffassung der wahren Kunst zuwider und taten ihm persönlich weh.[36]) Noch später freilich gibt er zu, daß Theodor Körner seine Kriegslieder ganz vollkommen kleiden und fährt fort: „Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin, und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte."[37]) Ein politisch wirkender Dichter ist für ihn kein wahrer Poet mehr: „Er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen." [38]) Aus dieser Einstellung heraus kann er unmöglich Verständnis für die Dichtkunst Heinrich v. Kleists aufbringen oder später noch für die unechten, begeisterten Griechenlieder.

Blinder Franzosenhaß aber wäre für Goethe eine Unmöglichkeit gewesen: „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß?"[39]) Dasselbe gilt auch für seine Poesie. Goethe kann einfach seiner Natur gemäß keine Kriegslieder schreiben. Ein schwacher Versuch, betitelt „Kriegsglück", zeigt, wie wenig ihm diese Art lag ,und ist höchstens bemerkenswert durch die spöttisch überlegene Auffassung. „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. — Was ich nicht lebte und was mir nicht auf den Nägeln brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich

---

[35]) Bied. IV. 234
[36]) IV. 29. 219
[37]) Bied. IV. 236
[38]) Bied. IV. 436
[39]) Bied. IV. 234

liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wie wohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte."[40])

Zweifellos finden wir in diesem Bekentnnis den eigentlichen Kern Goethes damaliger Weltbetrachtung. Vor allem sprach bei ihm in diesem Urteil die Furcht vor den russischen Reiterscharen mit. Diesen Baschkiren, Kosaken und anderen halbasiatischen Völkern als Befreiern brachte er das äußerste Mißtrauen entgegen. „Da standen denn doch dem Kulturpriester Goethe die französischen „Erzfeinde" mit samt dem Napoleon unendlich viel näher."[41]) Ausdruck verleiht er diesem Fühlen vor allem neben einigen unmissverständlichen mündlichen Äußerungen in dem Gedicht an Oberstleutnant Bock am 22. Oktober 1813:

„Von allen Dingen die geschehn,
wenn ich es redlich sagen sollte,
So war's, Kosaken hier zu sehen,
Nicht eben was ich wünschen wollte "[42])

Ob freilich die Behauptung von Fischer[43]) zutrifft, daß ohne Zweifel auch Goethe der „marmorkalte" in den Tagen nach der Leipziger Schlacht anders, d. h. patriotisch wärmer empfunden haben würde, wäre der Krieg eine rein deutsche Erhebung gewesen, mag dahingestellt bleiben. Denn es darf nicht übersehen werden, daß Goethe überhaupt diesem Krieg so ablehnend wie irgend möglich gegenüberstand. Vor allem, weil er die durch das Chaos von 1806 mühsam von ihm und einigen anderen gerettete Kultur nun der Vernichtung preisgegeben sah. Für seine Pflicht hielt er es immer wieder, das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst — und wäre es auch nur als Funken unter der Asche — sorg-

[40]) Bied. IV. 236
[41]) Fischer, S. 127
[42]) z. B. Bied. II. 216 u. I, 4, 243
[43]) S. 127

fältig zu bewahren, damit nach vorübergegangener Kriegsnacht bei einbrechenden Friedenstagen es an dem unentbehrlichen prometheischen Feuer nicht fehle. Nur aus dieser Auffassung heraus darf es auch verstanden werden, wenn er die Beteiligung von Professoren und Studenten am Befreiungskampf immer wieder verurteilte – „da jetzt schon so viel geschehe, wodurch Wissenschaften gestört usw. würden."[44]) So ließ er seinen Sohn August nicht mitziehen und suchte auch andere junge Leute zu bereden, nicht als Freiwillige einzutreten.[45])

Den ausmarschierenden Weimarischen Freiwilligen rief er aber in einem Prolog zu Wallensteins Lager zu:

„Ihr Jünglinge seid, so wie es nun tagt,
Zum Marsch und zum Streite beflissen.
Gedenket an uns in der blutigen Schlacht,
Und habt ihr das Werk mit, das große, vollbracht,
So bringt uns was ihr uns genommen."[46])

Je mehr sich das Kriegsglück der Verbündeten erwies, desto anerkennender und zustimmender verhielt sich Goethe zur Sache der Deutschen. So schloß er in einem Briefentwurf an J. G. Radlof v. 20. März 1814 mit dem Wunsche: „Möge ich noch erleben, daß die edle Nation, die sich bisher unter Druck und Murren verbitterte, und jetzt im Kampf und Streben Luft macht, endlich zu dem wahren Genuß ihrer selbst gelange."[47]) Und zu der Aufführung seines Festspieles „Des Epimenides Erwachen" 1815 in Berlin schrieb Goethe sogar an Knebel, „daß durch dieses Werk den Deutschen das symbolisch wiederholt werden soll, was sie sich bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt hatten, daß sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet."[48])

Schon Mitte Mai 1814 traf Goethe die Aufforderung von Berlin her, ein Festspiel zur Rückkehr des Königs zu verfassen. Erst lehnte er ab. Als er aber die leitende Grund-

---

[44]) Bied. II. 204
[45]) Bied. II. 205
[46]) I. 13 a, 135
[47]) IV. 24. 372
[48]) IV. 25. 251

idee (das Epimenides Motiv) gefunden hatte, nahm er doch noch an, denn es reizte gerade ihn, den Sieg durch ein „Friedensfestspiel" zu feiern.[49])

Dem äußeren, augenfälligen geschichtlichen Geschehen fragte Goethe bekanntlich nach. Ihm kam es vor allem auf die unbekannten Vorgänge an, die das Leben und Werden der Völker beeinflussen und bestimmen. Sie zu deuten, mochte ihm erst fruchtbar dünken und ganz in diesem tieferen Sinne suchte er nun in zeitloser Darstellung seiner Ideen in seinem „Epimenides", den Weg Napoleons zu erfassen. Der Dämon der Unterdrückung herrscht im Beginn des Stückes siegreich in der durch List und Gewalt gefesselten und unterjochten Welt. Sogar Liebe und Glaube werden durch ihn von einander getrennt und sind daher wirkungslos, ohnmächtig. In dem unterworfenen Lande aber wirkt die nie gebundene Hoffnung. Gestärkt durch die Eintracht bereiten sich geheime Bewegungen vor, die schließlich unter Anführung des Jugendfürsten zum befreienden Siege gelangen. Goethe verleiht seinem Denken hier wichtigsten Ausdruck:

Er kann in allegorischer Form bekennen, daß ihm jetzt die Erhebung von 1813 nicht mehr ein verfehltes Aufbäumen gegen einen allgewaltigen Dämon ist. Dieser wird vielmehr von dämonischen Gegenkräften erfolgreich niedergezwungen.

In dem ihm schon von früher her bekanntenn Motiv des schlafenden und wiedererwachten Epimenides bot sich Goethe die beste Gelegenheit sein eigenes Fühlen und Denken über die letzten gewaltigen Ereignisse den Menschen zu künden und den Wandel in seinen Anschauungen aufzuzeigen. Die freie Anlage des Dramas und die großartige Entfernung von allem Wirklichen ergaben die günstigsten Ausgestaltungsmöglichkeiten. „Der Gottbegnadete, der die schwere aber auch große Zeit verträumt, der nun den leidgestählten, sieggekrönten Scharen mit einer gewissen Beschämung gegenübersteht, und dem doch von den Göttern eine ganz besondere Rolle in dem großen weltgeschichtlichen Schauspiel zugewiesen ist, das ist der ganz idealisierte Dichter

[49]) Bied. II. 225

selbst . . . Der Dichter hat in freier Zurückgezogenheit von den Welthändeln innere Kräfte gesammelt, um nun der Zeit ihre Zeichen zu deuten."[50]).

Freilich spiegelt nicht nur Epimenides Goethes Empfindungen. Auch die Muse, die zu Beginn auftritt, gibt seine Einstellung kund: „Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn". Der starre Eigensinn fällt und sie erkennt freudig, daß der innere Frieden genaht ist.

In der allegorischen Gestaltung des Krieges stimmt des „Epimenides Erwachen" vor allem mit der „Pandora" überein. Die Loslösung von den konkreten Verhältnissen, von dem augenblicklich wichtigen Zeitgeschehen macht den besonderen Wert des Stückes aus. „Weil Goethe sich von dem besonderen Anlaß ganz löste, konnte Gültiges, Allgemeinstes, Ewiges ausgesprochen werden. Der Dämon des Krieges selbst, der Krieg an sich statt der oder jener Feldzüge beschreitet die Bühne. Er ist dem Dichter wichtig, er allein bedeutend, wenn auch das Herz der Zeitgenossen an jenen hängt."[51]) Und zwar erscheint der Krieg Goethe als der gewaltige Wertezerstörer und Glücksvernichter, in aller Furchtbarkeit und Gewaltsamkeit. Dann aber zeigt der Dichter, daß es darüber hinaus noch ein Höheres gibt. Er feiert die Werke des Friedens mehr als die des Krieges und deutet so den wesenhaften Gehalt des Stückes: Nicht im sinnlosen Wüten und Vernichten, sondern im segensreichen Wiederaufbau liegt das erstrebenswerte Ziel der Menschen.

Das Werk „Des Epimenides Erwachen" hat die verschiedenste Beurteilung und Ausdeutung gefunden. Mit K. Burdach kann wohl die Auffassung Gundolfs verneint werden, daß der „Epimenides", „kaum zu Goethes Dichtungen, sondern zu seinen Amtspflichten gehörte, ähnlich wie seine Singspiele und Maskenzüge, die er als Weimarischer Hofmann und maître de plasir abzufassen hatte."

Goethe ist mit diesem Werk auf der „Höhe befriedeter Kulturgeltung angelangt", der er erst später im Gespräch mit Eckermann den schönsten Ausdruck verleiht: „Überhaupt

---

[50]) Petsch, S. 334. Bd. 8

[51]) M. Scherrer, S. 383

ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf der untersten Stufe der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.“ [52]) Im „Epimenides“ heißt es im gleichen Sinne:

„So ging es mir! Mög' es euch so ergehen,
Daß aller Haß sich augenblicks entfernte,
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,
Es tausendfach erglänzte von den Höhen
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußerm Kampf den innern Frieden.“ [53])

Auch das ist kennzeichnend. Goethe feiert gewiß den endlich gesicherten äußeren Frieden und die durch denselben gepflegten Künste. Aber seine Einsicht in die Dinge dieser Welt läßt ihn den inneren Frieden noch höher schätzen.

Ein Zufall wollte es, daß des „Epimenides Erwachen“ erst in Berlin herauskam, als Napoleon im Jahre 1815 schon wieder von Elba zurückgekehrt war. Goethe erlebte die Ereignisse der Hundert Tage während seines Kuraufenthaltes in Wiesbaden. Die „Große Symphonie“ war freilich für ihn mit dem Jahre 1814 abgespielt. Selten genug ging er in Briefen oder Gesprächen auf dieses Nachspiel ein. Die Rückkehr Napoleons bedeutete neuen Krieg, „unübersehbares Unglück“, [54]) und Goethe wünschte sich unbedingt endlich Frieden. Der Kaiser hatte für ihn seine vielbewunderte Rolle ausgespielt. So zog er denn nach Waterloo einen dicken Schlußstrich unter das gesamte Kriegskapitel.

1812 noch hatte er in seinem Karlsbader Gedicht den Kaiser als Friedensbringer gefeiert. Im „Epimenides“ war er von diesem irrtümlichen Gedanken weit abgerückt: „Den Frieden

---

[52]) Bied. IS. 236
[53]) I. 16. 337
[54]) IV. 25. 248

kann das Wollen nicht bereiten: Wer alles will, will sich vor allem mächtig."[55])

Seine Hoffnung setzte er jetzt nuf die Heilige Allianz. „Nie ist etwas Größeres und für die Menschheit Wohltätigeres erfunden worden."[56]) So sehr er in dieser Zeit für sich den Frieden ersehnte, so wußte er doch auch, daß bei dem eigentlichen Wesen der Menschen es diesem nicht gegeben ist, ihn für immer zu halten. „Aber diese Leute wissen nicht, was sie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondieren . . . sie müssen etwas Großes haben, das sie hassen können."[57]) Dazu gehört Napoleon, gehört auch die Heilige Allianz. Den Weltläuften gegenüber ist er pessimistisch. Die Frage, ob die Vernunft endlich in der Welt Herrscherin werden würde, verneint er glatt. „Denn sie habe keine Unterlage, sei bloß geistig; nur die Humanität müsse kultiviert werden."[58])

Seine Anteilnahme an kriegerischen Fragen verschiedenster Art war in den Jahren der Niederwerfung Napoleons sehr groß gegenüber der in früheren Zeiten. Für die allgemeine Theorie des Krieges hat er jetzt viel Interesse und liest auch in den folgenden Jahren noch mancherlei Schriften über Taktik und Strategie und bespricht sie mit Bekannten. Sodann nimmt er zu praktischen Alltagsfragen auf diesem Gebiete Stellung und reiht den Krieg in seine Geschichtsbetrachtung ein. Er erwähnt die äußerst wichtige strategische Lage von Mainz, das wie kaum eine zweite Stadt in Deutschland zur Festung geschaffen sei.[59]) Er besichtigt mit Interesse das Schlachtfeld von Hanau und sucht mit größter Genauigkeit sich über den Gang des Kampfes klar zu werden.

Vor allem wichtig sind seine Untersuchungen im vierten Buch von „Dichtung und Wahrheit", wo er die Züge in der jüdischen Religion beleuchtet, die sich auf den Einfluß des

---

[55]) I. 16. 330
[56]) Bied. III. 311
[57]) Bied. III. 311
[58]) Bied. II. 202
[59]) I. 34_1. 98

Krieges zurückführen lassen.[60]) Im siebenten Buch des zweiten Teiles geht er auf die Bedeutung des Siebenjährigen Krieges für die Stärkung des nationalen Gedankens in Deutschland ein.[61])

Horn weist in seiner Dissertation „Goethes Stellung zur französischen Revolution" darauf hin, daß Goethe die Einwirkung dieses Krieges auf die französische Revolution nicht erkannt hat, wie es z. B. auf Napoleon zutraf, der den Siebenjährigen Krieg wie auch die holländischen Wirren als bedeutsame Ursachen der Revolution ansah. Den amerikanischen Freiheitskrieg betrachtete Goethe dagegen durchaus als eine der drei Hauptursachen der Revolution.[62])

f) Goethes Einstellung von 1815 an bis zu seinem Lebensende.

Die Altersperiode Goethes ist frei von den unmittelbaren Bedrängnissen des Krieges, dient aber in hervorragendem Maße der Auswertung und Ausdeutung der miterlebten Ereignisse auf diesem Gebiete im Laufe seines langen Lebens. In Tagebüchern und Briefen tritt freilich die Erörterung des Krieges ganz zurück. Kurz nach 1815 feiert er den Frieden, [1]) freut sich dessen aufbauender, heilender Tätigkeit und empfindet daß in der Friedensruhe die Versäumnisse des Kriegstaumels erst recht fühlbar werden.[2]) Seine Befürchtungen, daß nach Napoleons Sturz die Lebensereignisse nah und fern immer wilder zu werden schienen, daß der Friede selbst keinen friedlichen Charakter annehme und man jeden Tag gewärtig sein müsse, eine frische Maske der allgemeinen Schicksalshydra aufsteigen zu sehen,[3]) zerstreuten sich aber bald, und von dieser Zeit an schwindet die Erörterung des Krieges fast ganz aus seinen schriftlichen Mitteilungen an andere.

---

[60]) I. 26. 214. ff.
[61]) I. 27. 104 ff.
[62]) Bied. II. 622
[1]) I, 4. 16
[2]) IV. 27. 36
[3]) IV. 28. 226

Desto häufiger nimmt Goethe in seinen Gesprächen Bezug auf das Problem Krieg.

Da er erst in diesem Zeitabschnitt dazu kam, die Eindrücke des Feldzugs vom Jahre 1792 festzuhalten, mag manche inzwischen gewonnene Erfahrung und Einsicht mitverwertet worden sein. Im Rückblick erscheint ihm seine damalige Militärlaufbahn „wunderlich", und er urteilt: „Auch durch diese Erbkrankheit der Welt mußt ich einmal durch, damals ging ich der Weltgeschichte entgegen, nachher hat sie uns am eigenen Herde aufgesucht."[4])

Sein inneres Verhältnis zum Kriege als solchem — als einem Bestandteil der bisherigen Weltordnung — bringt Goethe am besten und eindeutigsten in seinen letzten großen Kunstwerken zum Ausdruck. Im „Westöstlichen Divan" und im zweiten Teile des Faust.

Während der Vorherrschaft Napoleons über Europa in der ständigen Unruhe des chaotischen Zeitgeschehen, hatte sich Goethe in seinem Denken und Fühlen immer mehr dem Osten zugewandt, in dessen heiterer Kunst er sich geborgen fühlte. Vor allem die Welt des persischen Liederdichters Hafis zog ihn mächtig an und wurde ihm lebendig. Aber diese Neigung Goethes vermochte erst in den Friedenstagen, in denen er richtig wieder auflebte, zu produktiven Taten zu werden. Das politische Geschehen der letzten Jahre schlägt seine Wellen sogar in die tiefgefühlte Liebeslyrik seines „Westöstlichen Divans". Die Herrschaftszeit Napoleons soll sich in dem poetisch dargestellten Zeitalter des Mongolenfürsten Timur spiegeln und wiederholeu. Der dämonische Herrscher kann bezeichnenderweise nur von allgewaltigen Naturkräften niedergerungen werden.

Burdach[5]) faßt den Sinn dieses Werkes wie folgt: „Den fordernden Elementen des gegenwärtigen Zeitalters kommt dieses Werk entgegen, insofern es die Bruderschaft des Menschengeschlechtes predigt und der verbündeten geistigen Arbeit aller Nationen das Wort redet. Sie kann sich nur

---

[4]) IV. 36. 26

[5]) Burdach, S. 39, Goethe-Ihrb. 1896

im Frieden betätigen und insofern lehrt und fordert der Divan den allgemeinen Völkerfrieden. Freilich ruht er auch auf der Überzeugung von der Unvergänglichkeit des elementaren, des dämonischen Naturlebens und zu diesem gehört der Krieg, die Herrschaft. So konnte Börne dieser Dichtung einen sklavisch- reaktionären Charakter vorwerfen und darin eine Verherrlichung des Despotismus erblicken. In Wahrheit lebt in ihr die erhabene Tendenz der Versöhnung der Welt."

Abwegig erscheint demgegenüber freilich die Meinung Fischers,[6]) „daß Goethe kein Schwärmer des ewigen Friedens war, daß er den Krieg für ein notwendiges Element der Weltordnung hielt und daß er auch als Dichter nicht gerne auf Waffenglanz- und -klang Verzicht getan hätte." Fischer sucht das aus Goethes Divanlied „Elemente" abzuleiten, in dem Goethe neben Wein, Weib, Gesang auch noch die heroischen Klänge fordert.

Wie real, wie wirklichkeitsnah Goethe den Krieg damals erfaßt, zeigen vor allem einige Kapitel in den „Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Divan".[7]) So behandelt er in einem großen Abschnitt den „Krieg als Wurzel staatlicher Macht" (Regiment). Er zeigt, daß alle Herrschaft im alten Orient sich von dem Rechte ableiten lasse, Krieg zu erklären ein Vorrecht, das sich allmählich ein Einzelner eines jeden Volkes errang. Er geht die verschiedenen Folgen dieses Zustandes, dieser Entwicklung für das staatliche Leben durch und gelangt zu Ergebnissen, die auch heute noch vielfach von der soziologischen und historischen Wissenschaft anerkannt werden.

Die gleichen Anschauungen vertritt Goethe Eckermann gegenüber für alle Zeiten. Ein jedes Herrschertum ruht nach seiner Überzeugung auf den kriegerischen Machtverhältnissen. Nur der Gebieter der Armee kann seines Thrones sicher sein; nur der Krieg und seine Erfolge ketten das Heer an den Usurpator. Goethe bezweifelt, daß ein Nichtsoldat wie

---

[6]) S. 152
[7]) I. 7. 25

Kapodistrias im Stande sei, einen revolutionären Staat zu organisieren.[8]) Die Gewalt macht jeden Herrscher zum Träger des Rechts. Dieser Gedanke hatte für Goethe unbedingte Geltung. „Wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht." So befürwortet er Wellingtons Omnipotenz.[9]) Ja, Goethe geht im Gespräch mit dem Kanzler von Müller sogar so weit, das Verhältnis eines Volkes zum Kriege als Maßstab seiner Kultur zu nehmen: „Was ist Kultur anderes, als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen?"[10]) Bei dieser Auffassung ist es auch durchaus verständlich, daß ihm die Weltgeschichte das Absurdeste ist, was es gibt."[11]) Im Laufe seines Lebens hatte er es als das beste gefunden, sich auf den Standpunkt zurückzuziehen: „Ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei. Ich wäre ein Tor, mich darum zu bekümmern." In der Welt herrscht auch unter den Nationen der Selbsterhaltungstrieb. Goethe kann deshalb nicht recht an einen ständigen Frieden glauben, so wünschenswert er auch sein mag. „Es ist der Welt nicht gegeben sich zu bescheiden: Den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfindet, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge." [12])

Wenn so Goethe in seiner wirklichkeitsnahen Betrachtungsart auch den Krieg durchaus in seiner lebenbeherrschenden Rolle zu würdigen weiß, so ist er doch weit von einer unbedingten Bejahung seiner Berechtigung entfernt. Nicht nur für sich selber wünscht er den Frieden — nein, er erscheint ihm auch als sittlich erstrebenswertes Ziel für die Allgemeinheit, wie uns sein „Westöstlicher Divan" lehrt. Das zeigt auch eine Briefstelle in einem Schreiben an Ch. G. Dan. Nees von Esenbeck, in der er rückschauend seine Stellung zu seiner Zeit und ihren Bestrebungen und krie-

---

[8]) Bied. IV. 80
[9]) Bied. III. 489
[10]) Bied. III. 422
[11]) Bied. III. 489
[12]) Bied. III. 75

gerischen Auseinandersetzungen bespricht: „ . . . Die reine Bildungslust, jedem einwohnend, auf eine friedliche Ausgleichung sittlicher Verhältnisse hinstrebend, sie ist's, die sich gesellig am freudigsten offenbart . . . Jener Trieb war von Jugend an der meinige, und es ist ein eigen ehrenwerthes Schicksal, daß ich gerade in ein gleichsinnig wirkendes Jahrhundert eintraf. Doch waren übereilte, gewaltsame, heimtückische Manifestationen ganz gegen meine Begriffe und Einsichten, so daß ich sehr alt werden mußte, um mich mit dem sogenannten Zeitgeist einigermaßen wieder auszusöhnen und ihn von seinen widerwärtigen Verkörperungen zu unterscheiden."[13])

In einem früheren Abschnitt dieser Arbeit wurde die Berührung Goethes mit mancherlei Gedankengängen Herders herausgestellt, während zwischen den politischen Anschauungen unseres Dichters und denjenigen Schillers ein schroffer Gegensatz bestand. Noch schärfer bietet sich die gegensätzliche Geisteshaltung Goethes ohne Zweifel in Beziehung zu den ganz entgegengesetzten, jetzt zur Geltung gelangenden Ansichten der Romantiker.[14])

Die dunklen Ungewißheiten des Ursprungs, die elementare Gewalt der Auswirkung, die vielfältigen, unberechenbaren Wechsel im Verlaufe eines Krieges mußten die das Mystische suchende Geistesrichtung der Romantik anziehen. Hier fand sie weiten Spielraum für ihre ästhetischen Neigungen und Überzeugungen. Der Ausnahmezustand der Freiheit im menschlichen Dasein, wie er im Kriege zutage tritt, mußte zur Darstellung und Ausdeutung verlocken. –

Vor allem sei hier Novalis angeführt.[15]) In seinem „Heinrich von Ofterdingen" feiert er den Krieg fast hymnenartig: „Der Krieg überhaupt scheint mir eine poetische Wirkung. Die Leute glauben sich für einen armseligen Besitz schlagen zu müssen, und merken nicht, daß sie der romantische

[13]) IV. 41. 147. (11. 9. 1826)

[14]) Es dürfte sich als lohnend erweisen, dem Verhältnis ihrer Ideen zu der Hegelschen Geschichtsphilosophie nachzuspüren, da sie nach Ursprung, Art und Entwicklung geistesgeschichtlich eng zusammengehören und aus gleichen Quellen gespeist erscheinen.

[15]) Schriften, hg. von Heilborn I, 118, 202 ff.

Geist aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch sich selbst zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poesie und beyde Heere folgen Einer unsichtbaren Fahne“. . . „Im Kriege regt sich das Urgewässer. Neue Welttheile sollen entstehen, neue Geschlechter sollen aus der großen Auflösung anschießen. Der wahre Krieg ist der Religionskrieg; der geht geradezu auf Untergang, und der Wahnsinn der Menschen erscheint in seiner völligen Gestalt. Viele Kriege, besonders die vom Nationalhaß entspringen, gehören in diese Klasse mit und sie sind ächte Dichtungen. Hier sind die wahren Helden zu Hause, die, das edelste Gegenbild der Dichter, nichts anderes, als unwillkürlich von Poesie durchdrungene Weltkräfte sind.“ Roethe urteilt durchaus zutreffend:[16]) „Wenn ihm (Novalis) der Religionskrieg darum der wahre Krieg ist, weil er geradezu auf Untergang geht und der Wahnsinn der Menschen da in seiner völligen Gestalt erscheint, so verstehe man dies recht. Der Wahnsinn ist hier kein übertreibender Vorwurf: Für den Romantiker ist der Wahnsinn eine göttliche Gnade, eine seherhafte Begeisterung, der sich erschließt, was sonst der erdenschwere Alltag, die kurzsichtige Vernunft verschüttet. Jene Novalisstelle ist ein klassischer Text für die Stellung der Romantik zum Kriege. Aber Novalis sah ihn auch in anderer Beleuchtung: Ihm war der große Krieg auch „wie ein Zweykampf durchaus generös, philosophisch human,“, im „Geist der alten Chevalerie“; er fand in Ehre und Ruhm „des Krieges Lust und Leben“; „alle Elemente des Krieges in poetischen Farben“ zu sammeln, war der zweite Teil des Ofterdingen bestimmt. „Auf Erden ist der Krieg zu Hause, Krieg muß auf Erden seyn.“

Es ist überflüssig, nach allem schon Gesagten noch ein Wort über die unterschiedliche, aus ganz anderem Erleben entspringende Auffassung Goethes zu verlieren.

Die letzte und packendste Gestaltung des Krieges und seine innerste Auffassung von ihm bietet uns der Dichter im Faust II. Die Not, Tod und Vernichtung bringende Auseinandersetzung der Völker darf hier nicht fehlen, wo die

---

[16]) Campagne in Frankreich, S. 355

wichtigsten Menschheitsfragen noch einmal durchgegangen werden. Der Krieg wird jetzt von dem greisen Dichter zu unerhört großartigen Visionen vergeistigt und in packenden symbolischen Formen geschildert.[17])

Kriegsstimmung ganz besonderer Art – symbolisch und darum allgemein und ewig gültig – liegt über der Schilderung der Nacht auf den pharsalischen Feldern; jene bange Verhaltenheit ungewisser, schicksalsschwangerer, nachtdunkler Stunden, jenes visionäre, erschauernlassende Vorgefühl, das sich über Schlachthaufen breitet, die der erlösenden Stunde der Entscheidung harren. M. Scherrer zeigt,[18]) daß Goethes Gestaltung, deren Beziehung auf die Schlacht durch mehrere vorliegende Entwürfe bedeutsam verstärkt wird[19]), antike Schlachtfeldsage von immer wieder erneuertem Streit der Geisterheere der Gefallenen in großartiger Weise mit dem gefühlsschweren Bild nächtlich banger Beiwacht vereint.

Ganz anders ist der Krieg im Helenaakt gezeichnet. Hier ist er noch durchaus in der abstrakt allegorischen Art des Epimenides gehalten und kommt kaum zur Geltung. Es dürfte von Goethe wohl bewußt jenes Motiv in den Helenaakt eingeführt worden sein, daß auf den Frauenraub die blutige Auseinandersetzung folgt. Ist dies doch eine der tiefsten Ursachen aller blutigen Streitigkeiten von frühesten Zeiten an gewesen. In ähnlicher Weise verleiht er diesem Gedanken schon früher (1813) in seinem Opernfragment der „Löwenstuhl" Ausdruck, wo auch durch den kriegerischen Raub der Prinzessin immer neue Kriege entfesselt werden.[20])

M. Scherrer[21]) weist darauf hin, daß der Entwurf des Helenaaktes Faust in stärkerem Maße an dem Kriegsgeschehen teilnehmen läßt, doch darf man aus dieser Tatsache wohl kaum irgend welche Schlüsse auf Goethes Anschauung

---

[17]) Diese sind von M. Scherrer so bis ins letzte ausgedeutet und so treffend umrissen worden, daß sie in enger Anlehnung an ihn behandelt werden sollen.

[18]) S. 387

[19]) Besonders die Paralipomena 123–125 (I. 15,206) läßt gespenstische Kohorten von Pompejanern und Cäsareanern erstehen.

[20]) I. 12. 296

[21]) S. 385

über den Krieg ziehen. Genau so verhält es sich mit den oft angeführten Worten Euphorions: [22])

„Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag.
Krieg! ist das Losungswort.
Sieg! und so klingt es fort."

Bekanntlich feierte Goethe in dem leicht beschwingten jugendlichen Euphorion seinen Helden und Freund, den englischen Dichter und griechischen Freiheitskämpfer, Lord Byron. Dessen Sinnesart ist solche Auffassung durchaus gemäß. Ihr gegenüber steht denn auch gleich der besonnene abwägende Chor als Menge des Volkes: [23])

„Wer im Frieden
Wünschet sich Krieg zurück
Der ist geschieden
Vom Hoffnungsglück."

Dieses Doppelspiel der gegensätzlichen Anschauungen wird folgerichtig weitergeführt. Goethe steht gewissermaßen erhaben zeitlos, über beiden Richtungen in höchster Vollendung seines Menschen- und Dichtertums.

Die allegorische Form des Festspiels, wie sie uns die Pandora, des Epimenides Erwachen und der Helena-Akt darbieten, erschöpft noch nicht des Dichters letzte Möglichkeit der Darstellung des Krieges. Er versteht es, diesen noch viel realistischer, lebensvoller, gesteigerter zu bieten mit einer Sachfreude, die an den Götz in ihrer farbigen Buntheit und greifbaren Körperlichkeit gemahnt. Es wäre unmöglich, den kriegerischen Gehalt des Faust II ausschöpfen zu wollen, ohne die neue Formgebung mitzuwürdigen, denn beides ist eng mit einander verknüpft. Mit ganz neuartiger Genialität und erstaunlicher Kühnheit schafft Goethe die gigantisch anmutenden Figuren der „Drei Gewaltigen". Durch sie wird die blutige Realität des eigentlichen Kriegsgeschehens noch gesteigert. „Zugleich Soldat und Diebsgeschmeiß" [24]). M.

---

[22]) I. 15_1. 234.
[23]) I. 15_1. 234
[24]) Faust, 10824 I. 15_1. 280)

Scherrer zeichnet diese Gewaltigen gut[25]: „Allegorisch wie die Lumpe sind', Personifikationen von Haus aus, gibt ihnen Goethe doch zugleich grobschlächtige Individualgestalt und umkleidet sie mit keckster Gegenständlichkeit." Dieser Raufebald und Haltefest verkörpern jeder für sich eine Erscheinungsart tiefgefaßten Urkriegertums, wie es sich im blutigen Aufeinanderprall der Schlacht dartut. Zusammen stellen sie — „aus Urgebirgs Urmenschenkraft" — die roheste Kriegsgewalt dar. Zu ihnen gesellen sich der Habebald mit seiner habgierigen Begleiterin, der Eilebeute, als typische Verkörperungen aller materiell gesonnenen Raub- und Beutegier.

Der große, gegenständlich geschilderte Kriegsakt des Faust II ist für die eigentliche Fausthandlung fast ganz ohne Belang. Denn mit M. Scherrer[26]) kann wohl behauptet werden „daß das bloße Verbindungsmotiv, Faust das Lehen vom grenzenlosen Strande zu verschaffen, die Breitenausdehnung der Schlacht nicht erfordert hätte. Fast möchte es scheinen, daß die Kriegsdarstellung Goethe hier zum Selbstzweck auswachse. Den Weg in den Gedankengang der Generalidee weist der Verlauf des Kampfes, der von eingehend gegebener Feldzugsrealität in dämonische Entfesselung der Naturgewalten hineinführt."

Aus der Auffassung Fausts „Schon wieder Krieg! Der Kluge hörts nicht gern" darf wohl durchaus auf die Meinung Goethes geschlossen werden. Kennzeichnend erscheint es jedenfalls weiterhin, daß Faust nur widerwillig die Oberleitung über den Gang der Schlacht übernimmt. Der Gegensatz zu Mephisto, der sich im blutigsten Greuel und wildesten Getümmel so recht am Platze fühlt, besagt genug. „Krieg ist das rechte Teufelsfest, das wüste Bachanal sinnloser Zerstörung."[27])

Mit genialer Sicherheit — überaus wirklichkeitsnah und sachkundig – gestaltet Goethe das Toben des Kampfes. Sein Bestes gibt er uns in der Schilderung der gewaltigen, dra-

---

[25]) Scherrer, S. 384
[26]) S. 388
[27]) Scherrer, S. 388

matisch zugespitzten Krise und des Ausklangs der gesamten Schlacht, in der noch mannigfache Eindrücke und Bilder aus der Campagne aufklingen (Valmy). Sie ist von Scherrer[28]) so fein ausgedeutet worden, daß ihm hier selber das Wort gegeben sei:

„Aber es fehlt zur dramatischen Schlacht noch die Krise 'Gewöhnlich geht' s am Ende scharf'—und der diabolische Feldherr führt sie, souverän mit dem Geschehen schaltend, selbst herauf und übertreibt sie hitzig, um dann zur Entscheidung als gewaltigstes Kriegsinstrument die entbundene Naturkraft einzusetzen. Die Heerfürsten treten ab, nur noch der Meister, in seiner Rabentraulichkeit unheimlich sich aufreckend, hält die Szene.

Der natürliche Krieg geht unter in der Phantasmagorie. Auge und Ohr und alle Sinne sind ihr verfallen. Schäumender Wasserspuk, sinnverwirrender Feuerzauber und satanisches Schreckgetön schlagen über dem Feindesheer zusammen und einen sich in wildem Schlachtgewitter 'bis in den allerletzten Graus'. In einer einzigartigen Gestaltung wird hier die Natur, seit Shakespeare zum Kriegsgeschehen mannigfach herangezogen, vordeutend, stimmend, dem Eindruck nach – – – dem Kampf entscheidend, selbst zur zermalmenden Kriegsmacht. Goethes Faustschlacht setzt damit einen Schlußstein: der menschliche Zusammenprall endet in übermenschlicher Sphäre in grandioser Symphonie der Elemente." Der Krieg wird also wie eine sinnlos tobende Naturgewalt erlebt und ihr gleichgesetzt.

Mit erstaunlicher Kühnheit und Treue der Wiedergabe wechseln rein phantastische und reale Begebenheiten. So z. B. in der Schilderung Habebalds und der gierig zugreifenden Eilebeute. „Mit festem Zugriff in die Realität des rohen Krieges wird niedrige Habsucht des Heergesindels gestaltet, mit grimmigem Humor die Gleichung des diebischen Raubs und soldatisch redlicher 'Kontribution' aufgestellt, aber zugleich der prall gegenständliche Auftritt in geisterhafte Luft gehüllt: den Trabanten tritt vor den unerbetenen Gästen, auf die sie

[23]) S. 391

nicht einzuschlagen vermögen, das seltsam schwankende Nebelwerk des ganzen Schlachttages abschließend ins Bewußtsein."[29])

In dem Ausgang eines Krieges, der bestimmt wird von einer Menge von Zufälligkeiten, „Gaukeleien", vermag Goethe kein Gottesurteil über die Unterlegenen zu erblicken. Er läßt deutlich erkennen, daß des Mephisto Teufeleien die Oberhand behalten und den Sieg herbeiführen, und der siegreiche Kaiser wird in seiner Überzeugung von ihm treffend ironisiert:

„Der Sieger, wie er prangt, preis't den gewognen Gott.
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott, Dich loben wir! aus Millionen Kehlen."[30])

Auch im Faust II erweist sich die Polarität von Goethes Auffassung des Krieges, genau so wie in der Pandora, in des Epimenides Erwachen und im Westöstlichen Divan, nur noch bestimmter und deutlich sichtbar: Hoch über das wirre Kriegstreiben wird der heilende Friede, der zweckvolle Wiederaufbau erhoben. Denn Faust herrscht schließlich im fünften Akt als gewaltiger Strandfürst über das weite, dem blindwütigen Element entrissene Land, dem besten Zeugnis seiner großen, ruhmvollen Taten. Aber auch ihnen haftet der menschliche Charakter des Unvollkommenen an, da sie nicht ohne schuldhäufende Gewaltmittel, wie Seeraub, Zerstörung und Mord, vollbracht werden. Für das Handeln der Menschen gilt das Gesetz:

„Man hat Gewalt, so hat man Recht".
(Faust 11184)

Fausts Ziel besteht aber trotz allem im Wohl der Gesamtheit und das von ihm für ein freies Menschengeschlecht Geleistete wird und muß ewigen Wert besitzen. In dem Vorgefühl dieses hohen Glückes gipfelt Fausts letztes Bekenntnis.

---

[29]) Scherrer, S. 389
[30]) Faust, 10864 (I. 15,. 282)

C. Schluß: Zusammenfassung.

Im Verlaufe dieser Arbeit wurde die Stellung Goethes zum Kriege untersucht. Interessant gestaltete sich die Beantwortung dieser noch kaum behandelten Frage besonders deswegen, weil Goethe in eine Zeit bedeutungsvollster geschichtlicher Geschehnisse hineingeboren war. Seine Auffassung vom Kriege als solchem und seine Beurteilung der Friedenstheorien seiner Zeit wurde während seines Lebens verfolgt. Die Entwicklung seines inneren Verhältnisses zu diesen Problemen soll jetzt noch einmal in aller Kürze umrissen werden.

In jenem ersten Abschnitt von Goethes Dasein vor dem Eintritt in den Weimarer Lebenskreis – dürfte in den Ansichten des jungen Dichters vor allem noch der kriegsverwerfende Geist der Aufklärung wirksam gewesen sein, vielleicht sogar noch in seinen allgemeinen Lebensanschauungen herrschen, als für ihn mit der Wendung zum Sturm und Drang auf künstlerischen Gebiete eine eindringliche und notwendige Auseinandersetzung mit der Gestaltung kriegerischen Seins erwächst. Eine Auseinandersetzung, die freilich noch nicht allzusehr das Schreckliche des Krieges sieht, sondern in jugendlich begeistertem Schwunge sein Vorhandensein und seine Auswirkungen kritiklos hinnimmt (Götz). Seine Auffassung des Krieges sowie dessen Einordnung in alle anderen menschlichen Lebensäußerungen liegt tief in Goethes künstlerischer Wesensart begründet.

In Weimar mit seinen verschiedenen bildenden Elementen und neuen vertiefenden Einblicken erfolgt aber bald ein Wandel. Der Krieg wird jetzt von seinen zwei hauptsächlichsten Seiten erfaßt und nicht mehr wie früher, in der Sturm- und Drangzeit, unbedingt freudig bejaht. Es mag überhaupt als bezeichnend erscheinen, daß er in den nächsten großen Dichtungen allmählich ganz verschwindet. Mit der künstlerischen Richtungsänderung geht ein Wandel in den sonstigen Auffassungen Goethes über den Krieg Hand in Hand. Sein der wichtigen Stellung als verantwortlicher Minister entsprechend bewußt geführtes Leben läßt ihn dem Kriege sehr

kühl und abwägend gegenüberstehen. Seine Politik zielt darauf hin, den Thüringischen Kleinstaat in seiner gefährlichen Lage zwischen zwei sich feindlich gesonnenen Großmächten möglichst zu sichern. In Italien ermißt er so recht den Abstand seines wiedergewonnenen stillen, künstlerischen Daseins von den lauten, kriegerischen Welttreiben, dem er jetzt ganz entrückt ist.

Allmählich bildet sich in Goethes Anschauungen über den Krieg eine ganz besonders ausgesprochene Richtung heraus, die mit den politischen Ansichten Spinozas in einem ganz auffallendem Einklang steht. Feste Grenzen für den Beginn dieses Wandels, dieser starken Ausprägung in Übereinstimmung mit dem holländischen Philosophen lassen sich nur schwer ziehen. Das ist auch nicht unbedingt vonnöten, denn es liegt ja schließlich gerade im Wesen einer inneren Entwicklung, daß sie in unauffälligem Übergang von einem Standpunkt zum anderen hinführt. Die Übereinstimmung in beider Anschauungen über den Krieg ist jedenfalls ganz überraschend groß. Die Spinozistischen philosophischen Grundsätze künden sich in der Anwendung auf die Politik als eine Art Machiavellismus der Staaten untereinander. Auch Goethe sieht genau so wie Spinoza den Krieg tief in der menschlichen Natur begründet und eng mit dem menschlichen Dasein verbunden. Er gelangt so zu einem äußerst wirklichkeitsnahen Verhältnis zu dieser wichtigen Lebenserscheinung: Die Menschen tun am besten daran, sie schicksalsgemäß über sich ergehen zu lassen; die Staaten aber haben mit ihr als einem politischen Faktor ersten Ranges zu rechnen, zu dessen richtiger Anwendung sie zu ihrem eigenen Vorteil stets genötigt sind Die Frage, ob ein unmittelbarer Einfluß des Tractatus Politicus von Spinoza vorliegt, muß vorläufig freilich noch offen gelassen werden, wenn sich auch auf Grund aller herangezogenen Belege eine Kenntnis dieser Schrift durch Goethe als äußerst wahrscheinlich erweist. Die bedeutsame Übereinstimmung mit Spinoza besteht bis an Goethes Lebensende. Seine politischen Anschauungen bilden gewissermaßen eine bestimmende Unterschicht. Daher mag es kommen, daß meist

behauptet wird: Goethes Auffassung des Krieges zeige keine nennenswerte Weiterentwicklung. Das ist insoweit richtig, als äußere Geschehnisse (etwa das welterschütternde Auftreten Napoleons) kaum einen ändernden Einfluß auf seine Meinung ausüben, da sie ja nur geeignet waren, seine philosophisch-politischen Anschauungen zu stützen und zu bestätigen.

Das sachliche Verhältnis Goethes zum Kriege und die nüchterne Erkenntnis seiner wichtigen Rolle im Welttreiben findet auch in der Dichtung der Epoche der Revolutionskriege mannigfachen Ausdruck. Zu den sich allmählich herausbildenden philosophisch-politischen Anschauungen treten die persönlichen Erfahrungen während der Campagne von 1792. Goethe gelangt durch sie zu schroffer Ablehnung des Krieges, da dieser ihn in seinen wissenschaftlichen Studien und in seinen künstlerischen Neigungen stört. Auf seine oben wiedergegebene Gesamtauffassung des Krieges hat das aber keinen Einfluß. Seine höchst reale Erfassung des Krieges weicht von den Ansichten vieler seiner Zeitgenossen, ja, der ganzen Geistesrichtung der Humanität ab. Der Gegensatz seiner Anschauungen zu denen Schillers liegt vor allem in ihrer verschiedenen Denkweise begründet.

In der Epoche Napoleons wird Goethes Stellung zum Kriege vor allem durch den überragenden Eindruck von der dämonischen Persönlichkeit dieses gewaltigen Feldherren und Staatenbeherrschers bestimmt. Die aus den Ereignissen jener Zeit abgeleitete Erkenntnis kann nur seine sonstigen politischen Ansichten stützen. Goethe sieht zweifellos im Kriege ein vorwiegend zerstörendes Element der Geschichte. Vorherrschend wird für ihn jetzt die Sehnsucht nach Frieden und Ruhe, um ganz ungestört nur der Kunst leben zu können. Sie bedeutet für ihn das einzig Wichtige im menschlichen Dasein. Dieser Auffassung verleiht er in seinen Dichtungen entsprechenden Ausdruck. Darum muß er auch im Interesse der erneut bedrohten Kultur der aussichtslos scheinenden Erhebung gegen Napoleon ablehnend gegenüberstehen. Seine Überzeugung läßt ihn zu dem kraftvollen Einzelnen, nicht zu der dumpf getriebenen Masse halten, von der er

keine bewußten Willensäußerungen, keine wirklichen Leistungen erwartet. Der Sturz des Kaisers belehrt ihn eines anderen, und er verleiht seinem neuen Denken nun rückhaltslos Ausdruck in des „Epimenides Erwachen“. Aber auch jetzt feiert er den Frieden mehr als den Krieg. Am höchsten in allem unruhig chaotischen Welttreiben stellt er den inneren Frieden der Seele. Dieser wird hauptsächlich durch die Beschäftigung mit den ewig gültigen und ruhenden Dingen der Kunst und Wissenschaft gefördert und gewährleistet.

Dieses Streben wird in der Altersperiode noch deutlicher. Freilich ist zu beachten: auf Grund seiner allgemeinen philosophischen Einsicht und seiner Überlegungen vermag er den Krieg an sich nicht aus der Weltordnung auszuscheiden. Aber, wenn so Goethe auch in seiner wirklichkeitsnahen Betrachtungsart die wichtige, lebensbeherrschende Rolle des Krieges durchaus zu würdigen weiß, so ist er doch von einer unbedingten Bejahung weit entfernt. Als sittlich erstrebenswertes, höchstes Ziel erscheint ihm in immer verstärktem Maße der Friede. Seine Auffassung des Krieges unterscheidet sich weit von der der Romantiker. Diese Richtung der Entwicklung seiner Ideen prägt sich vor allem in seinen letzten großen Dichtungen deutlich aus. Im West-östlichen Divan und im Faust II steht der Krieg unter den großen, wichtigen Fragen der Menschheit, und so gewaltig er ihn auch im Faust wie eine Naturgewalt schildert, als Mensch und Dichter muß er ihn immer wieder ablehnen und die Welt des Friedens hingegen feiern und höherstellen.

Wenn Goethe so auch aus rein geistigen und ethischen Gesichtspunkten heraus den Frieden immer stärker vertritt und als wünschenswertes Ziel hinstellt, so darf man davon nicht auf seine Haltung den für seine Zeit wichtigen Friedenstheorien gegenüber schließen. Den Vorschlag Kants „Zum ewigen Frieden“ dürfte er höchstens vom Hörensagen gekannt haben, und, wenn er sich auch eingehender mit dieser Schrift beschäftigt hätte, würde er dem politischen Moralismus Kants zweifellos ablehnend gegenübergestanden haben wegen seiner ganz anderen philosophischen Anschauung.

Für Goethe ist eine Beherrschung und Lösung dieser wichtigen Lebensfrage durch das sittliche Wollen der Menschen eine Unmöglichkeit, dafür sieht er den Krieg viel zu tief in der menschlichen Natur begründet. Er kann so nicht an ein ewiges, friedliches Dasein glauben. Typisch ist es für sein Denken, daß er eine Zeit lang Napoleon berufen glaubt, durch Schaffung eines gewaltigen militärischen Weltmachtstaates unter französischer Führung den ewigen Frieden zu sichern. Als dieser Glaube bald jählings zerstört wird, hält er sich an die „Heilige Allianz", wobei er wohl mehr der Macht der verbündeten Fürsten als der mitwirkenden friedlichen Macht christlicher Ideen vertraut. Daß Goethe schon den Krieg als lebendigen, sich eigengesetzlich weiter entwickelnden Organismus erkannt hätte, kann wohl ohne Einschränkung verneint werden.

Die Untersuchung der Stellung Goethes zum Kriege ist hiermit durchgeführt. Es wurde die Verschiedenheit seiner Auffassung zu der Kants und Hegels aufgezeigt, wie sie aus einer ganz anderen Beurteilung der Welt entspringt. Diese Anschauungen, die drei fast ganz entgegengesetzte Standpunkte darstellen, so sehr sie sich in mancher Hinsicht auch berühren mögen, können jedenfalls nur als einander nebengeordnet angesehen werden. Je nach der Wesensart, der philosophischen Weltauffassung des einzelnen Betrachters wird die Zustimmung oder Ablehnung ganz verschieden ausfallen, und entsprechend dürften auch die Beurteilungen, inwieweit Goethe in seiner Stellung zum Kriege persönlichkeitsgebunden und zeitbedingt ist, verschieden lauten. Sich klarzuwerden über diese verschiedenen Richtungen und ihre Voraussetzungen ist aber das wesentliche Erfordernis, will man unter der Fülle von betäubenden Gegenwartsereignissen zu dem für uns brennend wichtigen Probleme des Krieges und des ewigen Friedens eine begründete Stellung einnehmen. Zu ihr vermag uns aber vor allem Goethe in der Größe seines Menschen- und Dichtertums den Weg zu weisen.

Lebenslauf

Ich, Curt Fritz, wurde am 10. Dezember 1905 als Sohn des Kaufmanns Paul Fritz und seiner Ehefrau Valentine, geb. Dieffenbach, in Hamburg geboren. Ich besitze die preußische Staatsangehörigkeit und bin evangelischen Bekenntnisses.

Von 1912—1919 besuchte ich die Kaiser-Wilhelm-Schule in Schanghai. Meine Eltern erlagen während des Krieges dem tropischen Klima. Mit meinem Bruder wurde ich von unserem Onkel, Seminarstudienrat Theophil Fritz in Hilchenbach (Westf.) aufgenommen und später auch adoptiert. Ich besuchte die dortige Rektoratschule bis Ostern 1922 und ging dann auf die Oberrealschule Weidenau über, die ich 1925 mit dem Zeugnis der Reife verließ.

Nach einjähriger kaufmännischer Tätigkeit begann ich das Studium der Philologie (Deutsch, Erdkunde, Geschichte) an der Universität Marburg. Ich studierte dort vom Sommersemester 1926 bis zum Wintersemester 1927/28 einschließlich. Am Ende des Wintersemesters 1927/28 bestand ich die staatliche Turn- und Sportlehrerprüfung. Im Sommersemester 1928 bezog ich die Universität Kiel. Vom Wintersemester 1928/29 an bis zum Wintersemester 1930/31 widmete ich mich wieder in Marburg vor allem dem Studium der Germanistik und Geographie.

Das Rigorosum bestand ich am 17. Dezember 1930. Seitdem halte ich mich in Marburg auf.

Meine akademischen Lehrer waren:
in Kiel: Brockdorff, Kaufmann, Mensing, Waibel, Wolters;
in Marburg: Busch†, Budde, Deutschbein, Diffené, Elster, Friedländer, Häpke†, Hamann, Heiler, Helm, Jakobsohn, Jaeck, Jaensch, Mager, Mahnke, Maync, Mortensen, Rhode, Schultze-Jena, Stengel, Troeltsch, Wagner, Wedekind, Wrede.

Ihnen allen gebührt an dieser Stelle wärmster Dank für die genossene wissenschaftliche Ausbildung. Besonders fühle ich mich aber meinem verehrten Lehrer Professor Harry Maync verpflichtet, der mir bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit stets mit hilfreichem Rat und fördernder Kritik zur Seite stand.